

Sezession



Autorenporträt
Martin Mosebach

Ellen Kositzka
Ach, Deutschland!

Martin Lichtmesz
Bei Jean Raspail

Siegfried Gerlich
Weltbürgerkrieg

Briefwechsel
Jongen/Kubitschek

73

August 2016
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich)
und Erik Lehnert.

14. Jahrgang, Heft 73,
August 2016

Sezession erscheint im Februar, April,
Juni, August, Oktober und Dezember.
Der Preis für das Einzelheft beträgt
11 € zzgl. Versandkosten.
Wer *Sezession* für mehr als lesenswert
hält, kann ein Förderabonnement
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-
male Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.
Auslandsabonnenten bezahlen zusätz-
lich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abon-
nement nicht bis zum 30. November
gekündigt, verlängert es sich um ein
weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten. Für Anzeigenkun-
den gilt die Preisliste Nr. 11
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkommen
und sollten als Kurzbeitrag 9 000 und
als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen
(inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Bild und Text

- 2 **Ach, Deutschland!**
Ellen Kositzka

Grundlagen

- 4 **Der doppelte Mosebach.**
Eine Skizze zum 65.
Max Seidel
- 8 **Trump: Alternative für Amerika?**
Benedikt Kaiser
- 12 **Loyalität und Widerstand:**
Das Beispiel Nordirlands
Wiggo Mann
- 16 **Kulturindustrie und Lebenstechnik**
Frank Lisson
- 20 **Kategorienfehler. Schmitt – Luhmann –**
Nassehi
Caroline Sommerfeld
- 24 **Dissidente Denkkreise Europas**
Benedikt Kaiser und Nils Wegner
- 30 **Walter Hoeres, Katholik**
Michael Rieger

Bildteil

- 32 **Jean Raspails Patagonismus:**
Das königliche Spiel
Konrad Weiß
- 38 **»Die Haltung. Punkt. Das ist die Antwort**
auf alle Fragen!«
Martin Lichtmesz bei Jean Raspail
- 42 **Der Fall Gedeon**
Jongen und Kubitschek im Gespräch
- 52 **Deutschland im Weltbürgerkrieg**
der Ideologien
Siegfried Gerlich

Bücher

- 58 **Rezensionen**
- 68 **Vermischtes**
Eckartschriften – Neue Ordnung – Som-
merakademie – Hans Zehrer

Autorenangaben

finden sich auf Seite 29

Auf der Kippe

von Götz Kubitschek

Jede politische Wende fußt auf einem geistigen Paradigmenwechsel. Jede weltanschauliche Richtung, die ein anderes Deutschland als jenes will, das derzeit in den Medien herbeigeschrieben und durch die Regierung in einer Art Staatsstreich gegen das eigene Volk herbeigeführt wird, muß Anlauf nehmen: Sie muß eine Wende-Stimmung erzeugen.

Konzentrieren wir uns auf die Deuter, die Publizisten, die Intellektuellen, und unter diesen auf die Kippfiguren in krisenhafter Zeit. Es kippen jene, die nicht viel zu verlieren haben und als sogenannte »freischwebende Intelligenz« in prekärer Lage sind. Wo das Lied dessen, der kein Brot mehr geben kann, nicht mehr gesungen werden muß, entstehen neue, freiere Melodien.

Es kippen aber auch Etablierte, die etwas ahnen, etwas wittern, zu den ersten gehören wollen und die Nase voll haben von der Lügerei und dem Vertuschen, dem miesen Kampf auf der hohl gewordenen, satten Seite und der denkfaulen und phrasigen Lässigkeit, mit dem man den totalen Sieg gegen die Aufbegehrenden abzusichern gedenkt. Es gibt einen verbreiteten intellektuellen Ekel vor dem allzu unbemühten Denken, es gibt ein echtes Interesse, gar eine Lust am mutigen, herausfordernden Ton, an der Suche nach einer neuen Begrifflichkeit für die vernebelte Wirklichkeit und am Aufbrechen, Parodieren oder Untermieren des unsauber klingenden Jargons.

Peter Sloterdijk war im Februar eine Kippfigur, und was für eine! Er ist einer der wichtigsten Köpfe, die unser Land aufzubieten hat, und er hat stets in unsere Richtung gewirkt. Seine Werke *Zorn und Zeit* (2006), *Du mußt dein Leben ändern* (2009), *Die schrecklichen Kinder der Neuzeit* (2014) oder auch der Sammelband *Was geschah im 20. Jahrhundert?* (2016) gehören zum Kernbestand unseres Bücherschranks, seine Essays und Interviews werden mit derselben Aufmerksamkeit bedacht wie die von Botho Strauß, Martin Mosebach, Rüdiger Safranski und anderen.

Im Februar nun gab Sloterdijk dem Magazin *Cicero* ein Interview zur Lage der Zeit. Die Flüchtlingswelle schwappte als Schock auf breite Teile der Bevölkerung über, die nach einer Deu-

tung der Vorgänge verlangten, oder vielmehr: nach einem Wort der Versicherung darüber, daß man irgendwo die Sache doch im Griff habe. Sloterdijk wäre nicht der Meister der Konsensstörung, wenn er dieses Bedürfnis befriedigt hätte. Er tat das Gegenteil. Ein paar Zitate? »Jetzt entscheidet der Flüchtling über den Ausnahmezustand. Die deutsche Regierung hat sich in einem Akt des Souveränitätsverzichts der Überrollung preisgegeben, diese Abdankung geht Tag und Nacht weiter.« – »Herr Juncker von der Europäischen Kommission hat es definitiv erklärt. Zitat: ›Wenn es ernst wird, mußt du lügen.‹ Juncker ist kein Zyniker. Er ist ein redlicher Arbeiter in der wahrheitslosen Sphäre, die man Politik nennt. Insofern fast ein Journalist.« – »Auf die Dauer setzt der territoriale Imperativ sich durch. Es gibt schließlich keine moralische Pflicht zur Selbstzerstörung.«

So schreibt man nicht, wenn man bloß wahrnimmt. Sloterdijs Vokabular war nicht das eines Sezessionographen, sondern das eines frühen Gastes, der vorn, wo man gesehen wird, noch die freie Platzwahl haben will. Sloterdijk empfahl sich in diesem Interview als Vordenker einer Partei des gesunden Menschenverstands.

Aber: Es kamen nicht viele nach, und unter denen, die kamen, waren ein paar schräge Vögel. Jetzt sind wir im Juli, der Protest übersommt, aber das ist nichts für Sloterdijk. Mit einem Beitrag für das *Handelsblatt* hat er den Saal verlassen, und zwar so komisch und fuchtelnd, daß man Mitleid bekommt. Ein paar Zitate? »Das Eindringen des Experimentellen, Unsoliden, ja des Neurotischen in den politischen Raum ist in Europa durchaus nicht beispiellos.« (S. meint nicht die Bundesregierung, sondern patriotische Projekte) – »Experimentelle Demokratie heißt: ungewollte Ergebnisse wie die Resultate einer Vernunftmehrheit hinnehmen müssen.« (S. meint nicht die Asylkatastrophe, sondern den Brexit) – »Mit denen, die definitiv aus der Realität austreten wollen, sind Verhandlungen sinnlos.« (S. meint die AfD im allgemeinen und Marc Jongen im besonderen). – »Aus meiner Verwerfung der AfD habe ich nie ein Geheimnis gemacht.« (Da war einer nie im Saal, oder? Da kommt einer wieder, wetten?) ■



Ach, Deutschland!

von Ellen Kositza

Beginnen wir mit dem unsichtbaren Bildhintergrund: Ein leerstehendes Gebäude in der Rigaer Straße 94, Berlin, Bezirk Friedrichshain, ist bereits vor über 26 Jahren besetzt worden. Seither wurde es abwechselnd »geräumt«, saniert, wieder besetzt, geräumt undsoweiter. Nach der Stürmung dieser linksradikalen Hochburg durch das SEK anno 2013 (gefunden wurde Stacheldraht, Brandsätze und dergleichen) und nach Häufung »politisch motivierter Gewalttaten« galt die Rigaer Straße der Polizei als »kriminalitätsbelasteter Ort«.

Spätestens seit Januar 2016 steht Berlins Innensenator Frank Henkel (CDU) unter Druck. Damals hatte er einen Großeinsatz der Polizei auf dem Gelände des besetzten Hauses gerechtfertigt. Am 22. Juni 2016 wurden dann Teile der Rigaer Straße 94 geräumt, vor allem die exklusive, also nicht öffentlich zugängliche Szene-*kneipe* »Kadterschmiede«. An einer Solidaritätsdemonstration gegen die Räumung beteiligten sich am 9. Juli rund 3500 Sympathisanten der linksradikalen Szene. Nach Einschätzung der Polizei entstand daraus die aggressivste und gewalttätigste Demonstration der zurückliegenden fünf Jahre in Berlin: 123 Polizisten wurden dabei verletzt.

Das Berliner Landgericht ließ am 13. Juli durch Richter Nicola Herbst erklären, daß die Räumung des extremistischen Szenetreffpunkts aus formalen Gründen rechtswidrig gewesen sei: Unter anderem war kein Verfahrensbeteiligter zur Verhandlung erschienen. Der Berliner Anwalt der Londoner Eigentümergesellschaft begründete sein Fehlen damit, daß in der Vornacht ein Auto vor seinem Haus in Brand gesteckt und völlig zerstört worden sei und daß im Vorfeld bereits sein eigenes Auto und sein Wohnhaus attackiert worden waren. Im Rahmen von »Rigaer 94« sind in Berlin Ende Juni, Anfang Juli rund 50 Kraftfahrzeuge »aus Protest« angezündet worden. Die Front der Mitkämpfer formierte sich überregional. Auf dem linksextremen Szeneportal Indymedia bekannte man: »Auch in Kassel wird Solidarität gezeigt: In der Nacht zum Montag, 5.7.2016, wurden sowohl in der Südstadt als auch im Vorderen Westen zwei Luxuswagen angezündet.«

Nach dem Landgerichtsurteil waren es zwei maskierte Vertreter des linken Vereins »Freunde der Kadterschmiede«, die in Berlin vor der Presse und Anwohnern eine Erklärung verlasen:

»Der Einbruch der Polizei erfolgte ohne Rechtsgrundlage, das war uns von vornherein klar.« Man freue sich über die Niederlage des »rechten Hetzers Henkel«. Nun – was sehen wir auf dem Photo vom 13. Juli 2016, dem Tag des Zwischensiegs der gewaltbereiten und -tätigen Linksextremisten?

Wir sehen vier Männer. Der im Vordergrund zeigt Zähne. Es sind schöne Zähne. Artig stehen sie da, weiß, in Reih und Glied, muster-gültig. Keiner fehlt, keiner drängt sich vor, alle sind sie vorhanden, gut gepflegt. In diesem Alter (der Gebißinhaber dürfte um die vierzig sein, im ungekämmten Haar zeichnen sich graue Strolche ab) würde sich eine mißliche Genetik bereits deutlich zeigen. Aber nein! Hier ist alles tiptop. Nun ist der Zahnzustand eines der körperlichen Merkmale, die selten mit dem psychischen Zustand des Menschen assoziiert werden. Wir wissen wenig über diesen Mann. Er hält – Präsentationsgeste – eine offenkundig geleerte und irgendwie besudelte (vermutlich vor Freude übergeschäumte) Sektflasche »Henkell Trocken« in die Kamera. Das zweite »I« des Markennamens ist zum »Anarchisten- A« ergänzt worden, dieses Zeichen ist seit dem Spanischen Bürgerkrieg (1936–39) populär. Das linksanarchistische »A im Kreis« wird übrigens seit zweieinhalb Jahrzehnten von allen benutzt, die gelegentlich eine Email (@) versenden.

Die infantile *Message on a bottle* sollte klar sein: »Hallo, Henkel, merkst du's noch? Gesetzlosigkeit rules!« Was gibt uns der Flaschenhalter außerdem preis? Er trägt ein gestreiftes Schlafanzugoberteil, vermutlich Frottee. Derartiges zählt gerade nicht zu den Insignien einer urbanen Coolness, es hat eher Retrocharakter. Wer trägt heute Frottee? Wer Oberteile mit Bündchen? Ohne Kapuze? Ohnehin ist klar, daß unser Flaschenhalter keine Äußerlichkeiten fetischisiert. Er brennt von innen. Welche Spannung! Anspannung, Überspannung! Die Hände: Haltung und Geste einer Ballerina! Gestreckt, gespannt! Das Gesicht! Es heißt, man brauche 54 Muskeln, um ein böses Gesicht zu machen, aber nur 45, um zu lächeln. Dieser Mensch hier gebraucht zwischen Stirn und Kinn geschätzt 123 Muskeln, um eine Grimasse des äußersten Triumphs zu performen. Wir sehen nicht das gelassene Schmunzeln eines Siegers, sondern die Kämpferfratze nach einem Zwischentreffer: Gesichtsnachrichten aus der Endorphinküche.

Mein Seitenblick gilt dem lässigen Kombattanten im Hintergrund. Er trägt eine Baskenmütze, eine der angesagten Bartformen (Schiffkrause oder Anchor?). Lässig wirkt hier eigentlich alles, die Hände in den Taschen der knielangen Hose, der Sitz des Gürtels, der Fall des weißen Shirts unterhalb der offenen Jacke. Die sehnigen Waden stecken strumpflos in outdoortauglichen Tretern. Allein die scharfen Nasolabialfalten und die pessimistische Blickhaltung des Herumstehers lassen auf eine gewisse Ausweglosigkeit schließen, auf ein Ausgekämpftsein. Vielleicht ist es ein Luftholen? Oder nur ein peinlich berührtes Zu-Boden-Schauen angesichts des ausflippenden Sektflaschenfreundes? Wir kennen auch diesen Menschen nicht. Buenaventura Durruti, jener spanische Syndikalist, ist ja schon lange tot, Sante Geronimo Caserio, der italienische Anarchist, noch länger; der Typ hier muß ein Wiedergänger sein.

dem prärafaelischen Personenkreis! Die englischen Romantiker der viktorianischen Zeit! Es ist vielleicht der »Wachende« aus dem Bild *Die Schlafenden und der eine Wachende* von Simeon Solomon, 1870! Aber nein, es gibt eine größere Ähnlichkeit. Sie betrifft die englische Popkapelle Tears for Fears, man wird sich wohl erinnern. Dieser schwermütig dreinblickende Polizist ist ein Doppelgänger von Curt Smith, dessen Kompagnon Roland Orzabal einst die traurigste Hymne der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts komponierte und dichtete. Wie sehr und nachhaltig »Mad World« den Nerv der Zeit traf, konnte man auch daran ablesen, daß eine Wiederaufnahme des Liedes 2003 erneut ein Riesenerfolg war. Das Video dazu ist hundert Millionen Male aufgerufen worden. Ich wette, der Polizistenmensch links im Bild hört im Inneren diesen abwesenden Soundtrack.



Photo: DAVIDS

Kommen wir zu den beiden Polizisten. Sie stehen hinter dem exaltierten Flaschentyp und vor dem gemutmaßten Syndikalisten. Einer ist blond und gescheitelt, der andere kurzgelockt, dunkleres Haar. Der Blonde ist etwas feister, er trägt Bart. Sein Blick geht nach rechts, seine Miene wirkt gefaßt. Fast ist es, als lächle er. Blick nach rechts, gemäß Küchenpsychologie: Ein »Körpergefühl« wird visualisiert. Was visualisiert unser blonder Freund und Helfer genau? Eine Szenerie des Eingreifens, Zugreifens? Sein Kinn hat er leicht erhoben, das läßt ihn hoffnungsfroh wirken. Er sieht etwas, das wir nicht sehen. Nun zum vierten Mann, von dem der Chefredakteur dieser Zeitschrift auf den ersten Blick meinte: eine Frau! Nein, ich glaube an den Mann. So ist unsere Zeit. Mich berührt dieser Mensch von allen vier im Bilde am meisten. Diese Handhaltung, diese Klavierfinger, diese Melancholie. Dieser Blick, nach links, unten: Seele, innerer Dialog. Woher kenne ich ihn? Zunächst dachte ich: Klar, das ist einer aus

*All around me are familiar faces
Worn out places, worn out faces
Bright and early for their daily races
Going nowhere, going nowhere*

*Their tears are filling up their glasses
No expression, no expression
Hide my head I want to drown my sorrow
No tomorrow, no tomorrow*

*And I find it kind of funny
I find it kind of sad
The dreams in which I'm dying
Are the best I've ever had.*

Irre ist nicht der Verrückte, sondern die Umstände, die ihn dazu machen. Es geht auch kurz und deutsch. Hartmann von Aue, um 1200, Iwein:

*dô wart sîn riuwe alsô grôz
daz im in daz hirne schôz.*

Der doppelte Mosebach. Eine Skizze zum 65.

von Max Seidel

In trotziger Abwendung von seiner Generation habe er gelebt, bekannte Martin Mosebach 2013, gelegentlich jedoch mit Gefühlen des Neids. Die eigene Lebenswelt als ein Atlas zu stemmen und ihr etwas entgegenzusetzen, erfordert Kraft und Ressourcen. Auf diese konnte der junge Abiturient zurückgreifen: Vater Heinz Mosebach war ein »in der Lyrik lebender Arzt«, sein Deutschlehrer ein eiserner Goetheaner. Im Laufe seines Lebens sollten weitere Riesen Schützenhilfe leisten: Der Maler Peter Schermuly, dem Mosebach mit dem Buch *Das Rot des Apfels* ein Denkmal setzte, öffnete dem jungen Mann die Augen für bildhaftes Sehen. Mosebach sollte in seinen Romanen ein großer Bildbeschreiber werden. Gómez Dávila wird sich in den späten Achtzigern als philosophisch-weltanschaulicher Prägestock erweisen, der seinem geneigten Leser den Stempel aufdrückt: Mosebach wird einer seiner profiliertesten – darf man sagen: Jünger? Von nun an werden Romane mit Philosophemen gewürzt – kaum eine Beschreibung, die keine Tiefenreflexion nach sich zöge.

Am Ende des Jurastudiums 1979 versucht sich der »verbummelte Student« in der Kurzprosa, gewinnt 1980 einen Literaturpreis. Ab 1980 sei er »freier Schriftsteller«, kann man auf Klappentexten lesen, doch erst ab 1995 werden die Miniaturen gedruckt, allesamt solide, liebenswerte Arbeiten undefinierbarer Gattung. Das Lektorat von Hoffmann und Campe empfiehlt stattdessen den Roman als Betätigungsfeld. Der Erstling *Das Bett* (1983) verarbeitet ironisch eine überzogene Holocaustlektüre der siebziger Jahre. Zwei Romane folgen im selben Verlagshaus: *Ruppertsbain* (1985) und *Westend* (1992). Allen dreien ist eines gemeinsam: Trotz der je eigenen Qualität – man kann beobachten, wie sich hier ein Schriftsteller schreibend steigert, wie er vom Lehrling zum Gesellen aufsteigt – ist noch nicht das Maximale erreicht. Der Folgeroman *Eine lange Nacht*, 1995–1997 in einem französischen Kloster verfaßt, wird zunächst gar nicht gedruckt. Mosebach hatte Hoffmann und Campe nach dem wenig erfolgreichen *Westend* verlassen; er sieht es jedoch immer noch als sein »Hauptwerk« an. Man muß ihm darin nicht folgen.

Die Lektüre von *Die Türkin* (1999) hebt den Leser schlagartig auf ein anderes Niveau. In diesem Roman stimmt alles: Die nach vorne drängende Story (ein Mann reist einer Frau in ihr Heimatland nach und scheidet im Liebeswerben), das Verhältnis von Handlung und Reflexion, die Glaubwürdigkeit trickreicher Wendungen, das unaufdringliche Symbolgeflecht, die Spannung bis zum lakonischen und doppelsinnigen Schluß. Dieser Roman braucht keine Vergleiche im 20. Jahrhundert zu scheuen. Verinnerlichtes Handwerk wird unter dem Einfluß der Musen zur großen Kunst. Der Erfolg des Romans – Mosebach erhält nun Literaturpreise – ermutigt das Lektorat des Aufbau-Verlags zum Textrecycling: *Eine lange Nacht* wird in den Druck gegeben und erscheint 2000, Jahre später als faksimilierte Handschrift sogar ein zweites Mal.

»Wer die Form wahrnimmt und ernstnimmt, schwebt bereits in der Gefahr, verlogen zu sein. Er ist der Ästhetizist. Er sucht die Wahrheit an der falschen Stelle, nämlich im Bereich des Anschauens, und er sucht mit den falschen, mit den verbotenen Mitteln: mit seinen Sinnen nämlich, seinem Geschmack, seiner Erfahrung und seinem Verstand. Aus diesem denkerischen Aufstand gegen das Offensichtliche ist die Grundstimmung unseres Zeitalters geboren worden, ein die ganze Öffentlichkeit erfüllendes Mißtrauen gegen jede Art von Schönheit und Vollkommenheit. (...) Am erregendsten ist es für den zeitgenössischen Kunstfreund, wenn gar nichts irgendwie Sichtbares geboten wird, nur noch ein paar verhuschte Zeichen, kryptische Spuren, die den neuen Schriftgelehrten zu Auslegungsexzessen dienen, die um so wortreicher ausfallen, desto weniger zu sehen ist.«

Martin Mosebach:
Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind, 2002.

Wie soll man Martin Mosebach überhaupt lesen? Als schriftstellernden Essayisten, als essayistischen Schriftsteller? Hier geht eines ins andere über. Der Roman ist belehrend, die Belehrung poetisch. Der Wechsel ermöglicht eine perspektivische Betrachtung seines Werkes. Die reine Fokussierung auf Personen und Gestalten kann in den Romanen ein kurioses und weltanschaulich neutrales Kasperletheater erblicken. Was da alles herumläuft: schräge Typen, skurriale Personen in Nahaufnahme, bizarre Leute, deren Existenz man für erfunden hielt, wenn sie nicht so echt wirkten. Eine Hangellektüre an den weltanschaulichen Einsichten entlang ist jedoch ebenso legitim: In Nebensätzen werden ganze Programme formuliert, und am Ende bleibt von einem Fünfhundertseitenbuch vor allem die Sentenz auf Seite soundso, aber die läßt nicht mehr los.

Parallel zum Aufstieg des Schriftstellers ist der des Essayisten zu beobachten. In dem *Mitteilungsblatt der Laienvereinigung für den klassischen römischen Ritus* hatte Mosebach in den 1990er Jahren eigensinnige und kämpferische Miniaturen zu Fragen rund um die Liturgie formuliert. In diesen Copyshop-Heftchen riskiert er viel. 1995 hält er einen Vortrag bei der Jahreshauptversammlung, der als einer der besten und wirksamsten Texte in das Œuvre eingehen wird. Auf hohem Niveau wird angeklagt und poetisiert, geschimpft und gepriesen, argumentiert und polemisiert. Als Zentraltext der 2002 bei Karolinger erschienenen Schrift *Häresie der Formlosigkeit* wirkt er wie eine intellektuelle Fräse, die mühelos theologische Argumente, schal gewordene theologische Korrektheit und ein biederes Katholikenmilieu aufschreckte. Er schuf im theologisch einflußreichen Land der Reformation den Vorraum, in dem die päpstliche Anordnung von 2007, den alten römischen Ritus formell mit der reformierten Liturgie gleichzustellen, mühelos zu plazieren war. Der deutsche Papst hatte eine Art verrückten Liebhaber auf seiner Seite, dem, so sollte sich das Katholiken-Triumvirat abrunden, von einem der führenden Philosophen des deutschen Sprachraums sekundiert wurde: Robert Spaemann. Dieser Text voller Finten und Abgründe, eleganter Fehler und Übertreibungen ist ein Klotz, vor dem die Zunft steht wie die Affen in 2001 – *Odysee im Weltraum*.

»Ich will das Missale behandeln, als hätte ich es an einem einsamen Strand gefunden.« In diesem Bild ist die Zeitlosigkeit der Verbalinspiration angedeutet, jedoch nicht bestätigt: Ist das Buch vom Himmel gefallen und angeschwemmt worden? Das hieße, es wäre immer schon fertig gewesen, und der theologische Fundamentalist wäre überführt. Oder geht es um den subjektiven Zugang, der das Buch nach zweitausend Jahren nur als Ganzes vorfinden kann? Der Gläubige als Finder, das ist modern gut denkbar. Oder am Ende doch konkret: Wie sieht ein klatschnasses Missale am Strand aus? Vermutlich mitgenommen und wenig ansehnlich. Welcher Zelebrant nimmt denn solche Bücher in die Hand usw. – Es sind Sätze wie dieser, die Falltüren nach unten und Fenster nach oben öffnen, die den Leser zwingen, in Bewegung zu bleiben. Daß die theologische Forschung mit Mosebachs Liturgiebuch nichts Rechtes anfangen kann (der geneigte Leser um so mehr), obwohl es fraglos eines der wirkmächtigsten und kraftvollsten Bücher über die katholische Liturgie seit dem Zweiten Vatikanum ist, zeigt die derzeitige Formschwäche der Zunft. Auch das Lästerwort von Altmeister Sloterdijk über das dort beschriebene Knien erweist sich als zu kleinkalibrig; so kommt man dem Text nicht bei. Mosebachs intuitiver Zugriff auf anthropologische Konstanten, die den großen, geduldigen, meditativen und kombinierenden Beobachter, den geborenen Romancier ausweist – hierin übrigens ganz thomistisch detailver-



»Es scheint so, als lebten in der Kirche mittlerweile zwei verschiedene Menschentypen, die sich nicht mehr miteinander verständigen können. Daß diese gemeinsame Sprache verloren gegangen ist, daß eine Frau, die den Rosenkranz beten will und ein Priester, der ihr rät, stattdessen lieber etwa Vernünftiges zu tun, nicht mehr miteinander sprechen können, das ist nicht nur Ergebnis von menschlicher Schuld, es ist auch Ausdruck einer kulturellen Entwicklung des Westens, die den modernen, irreligiösen, rationalistischen, metaphysisch blinden Menschen hervorgebracht hat.«

Martin Mosebach: *Häresie der Formlosigkeit*.

essen –, hat an der klassischen römischen Liturgie ihre Meisterschaft bewährt. Glücklicherweise die Religion, die solche Apologeten hat!

Die *Häresie* und *Die Türkin* sind die Kernstücke von Mosebachs Werk. Mit *Der Nebelfürst* (2001), erschienen in Enzensbergers *Anderer Bibliothek* (Eichborn-Verlag), gelingt ein Anschlußtreffer. Der Roman steht inhaltlich noch voll unter dem Liturgie-Diktat: Streitpunkt ist eine Polarinsel mit Gräbern von altgläubigen Liturgieverweigerern.

Man wird nicht zu hart sein, wenn man Mosebachs Lyrik auf den zweiten Rang verweist. Gewollte Komik des *Kissenbuchs* (1995) ist bewußt dem Kinderreim entnommen und will auch religiös provozieren. Formulierungen wie »Wer den Tod sucht, muß ihn zuerst verloren haben« lassen an Erich Frieds Wortkombinatorik denken, eine Richtung also, in die Mosebach vermutlich weniger arbeiten will.

2007 wird für Mosebach zum einschneidenden Jahr. Seit zwei Jahren ist er Hanser-Autor und erhält nun den Büchnerpreis. Seit zwei Jahren regiert Papst Benedikt, und die geliebte alte Messe wird rehabilitiert. Die *Häresie der Formlosigkeit* wird nun bei Hanser erweitert vorgelegt, der Autor steht im Zenit der gesellschaftlichen Anerkennung – auch und gerade als Querschläger. Er hält die Balance zwischen In- und Outsider, sein Außenseitertum ist »in«. Gegner haben sogar den Begriff Feuilleton-Katholizismus geprägt, um Leute wie ihn zu diffamieren – ein fraglos polemischer Unterfangen, das der persönlich-christlichen Glaubensposition die kulturelle Prägenkraft absprechen will. Die Dankesrede der Preisverleihung gerät zum Eklat, als wolle da einer nicht ins System eingespeist werden: Mosebachs Vergleich von Französischer Revolution und NS-Regime wird von Pressevertretern nicht akzeptiert, ein Vergleich übrigens, den der Dramatiker Heiner Müller, die Ikone der DDR-Anhänger, zur selbstverständlichen Grundlage seines geschichtspessimistischen Denkens gemacht hatte. Wenn Müller das unter dem Beifall der Medien verkünden konnte, bleibt Mosebach der Applaus verwehrt. Lorenz Jäger verteidigt ihn zwar auf der Titelseite der *FAZ*, aber das nützt nicht viel, der Mann ist angeschossen: Meint er dies alles am Ende doch ernst? Der Umgang treibt komische Blüten: Romkenner Mosebach (er hat kurz zuvor ein Rombuch veröffentlicht) wird erst 2014, im Vorruhestandsalter, zusammen mit jungen Künstlern zum Stipendiaten der Villa Massimo.

»Sehen Sie sich selbst als katholischen Schriftsteller? Mosebach: Nicht in dem Sinne, wie man einen George Bernanos, François Mauriac oder Julien Green als katholische Schriftsteller sehen mag.

Diese Art Literatur gehört für mich zur *art engagé*, wie der kommunistische Roman. Das ist eine Literatur, die apologetischen Charakter hat, die etwas beweisen will. Aber das wird niemals meine Sache sein. Die genuin katholischen Autoren können sich nicht als Vertreter einer Partei empfinden, weil sie im Grunde für unmöglich halten, daß es außerhalb des Katholischen noch irgend etwas gibt. – Sie meinen, es gibt nur katholische Lösungen für globale Probleme? Mosebach:

Ich meine, es gibt überhaupt keine Lösungen.«

Nike Breyer im Interview mit Martin Mosebach, *taz* vom 22./23. Mai 2004.

»Das Häßliche als das Schöne: Das ist die ästhetische Position, gegen die Mosebach am grundsätzlichsten aufbegehrt. (...) Bei aller Gegnerschaft Mosebachs gegenüber den Veränderungen der Moderne in Kunst und Kultus, Brauch und Sitte erscheint ihm die Moderne zwar als Gegenüber, an dem er sich abzuarbeiten sucht, nicht jedoch als Letztfeind. Die Welt bleibt dem Schriftsteller objektiver Bezugsrahmen (...). In seinem Beitrag zum Thema Architektur weist er auf die Möglichkeit der Gestaltung der Moderne samt ihren neuen technischen Möglichkeiten hin; Mosebach realistisch: Zu einer Renaissance des Handwerks wird es im Massenzeitalter nicht reichen.«

Steffen Köhler: *Martin Mosebach. Der katholische Roman*, 2015.



2009 stellt sich Mosebach in rebellenhafter Pose vor Navid Kermani, da Kardinal Lehmann nicht gemeinsam mit dem bekennenden Moslem den hessischen Kulturpreis entgegennehmen will. In der *FAZ* erscheint eine Generalabrechnung mit dem Mainzer Kardinal, in der alte Konflikte neu auf den Tisch kommen, von der bischöflichen Umdeutung des Abtreibungsscheins 1999 bis hin zur Kritik an Lehmanns Theologie und, sinigerweise, an der Tatsache, daß sie preisgekrönt sei. Nimmt man diesen Text zusammen mit Mosebachs Abrechnung mit Papst Franziskus im *Spiegel* 2014, so wird man eines neuen Tons gewahr. Eine ursprüngliche Wildheit hat sich verkrampft. So kritiklos er ab einem gewissen Zeitpunkt Papst Benedikt zu loben begann und über dessen moderne Einlassungen großzügig hinweg sah, so schonungslos wurde auf die Gegner eingedroschen. Die Lehmann-Replik traf den Sachverhalt übrigens auf den Kopf: Ob die Traditionalisten ihm nicht umgekehrt eine gewisse Liberalität gegenüber dem Islam bei der gemeinsamen Preisverleihung hätten vorwerfen können? Tatsächlich ist hier Mosebachs blinder Fleck: Kermanis Fähig-

keiten als Romaneschreiber und ästhetischer Betrachter des Korans lassen ihn dessen neoidealistische Lesart der Religionsphilosophie – die jener übrigens mit Lehmann teilt – übersehen. Kermani und Lehmann, zwei Männer vom Geiste der Lessingschen Ringparabel, stehen sich theologisch näher als Mosebach und Kermani, und dessen verzückte Beschreibungen christlicher Ikonen (*Ungläubiges Staunen*, 2015) ändern daran nichts. Mosebach ist – bei allen Einschränkungen und Variationen – Thomist, Kermani – ohne Einschränkungen und Variationen – Aufklärer. Auch die Kritik an Papst Franziskus relativiert sich angesichts der Tatsache, daß Katholiken auf dessen Anordnung neuerdings und offiziell bei der Piusbruderschaft beichten dürfen.

2012 erscheint Mosebachs Papstbuch *Der Ultramontane* im St.-Ulrich-Verlag auf eine kuriose Weise: Dessen zentralste Äußerungen über das Papsttum fehlen, etwa eine Verteidigung von Benedikts Aufhebung der Exkommunikationen der Piusbischöfe (*Der Spiegel*, 2009). Offenbar war das Vorlegen der unzensierten Variante im Karolinger-Verlag keine Option wie 2002. Das Bändchen wird mit anderen Aufsätzen aufgefüllt, darunter der Zeitungsartikel über das Thema »Blasphemie« von 2012, so daß in dem zensierten Büchlein über Zensur nachgedacht wird. Mosebachs Ruf zur Ordnung scheiterte an mißverständlichen Formulierungen, in denen er Verständnis für die (gesetzlich nicht gedeckten) Einschüchterungen durch Moslems zeigte. Das Büchlein insgesamt erscheint trotz beschnittener Textbasis als vorzeitiger Nachruf auf ein geglücktes Pontifikat; Monate später sollte der deutsche Papst abdanken.

Auf den ersten Blick scheint das Gesamtwerk unübersichtlich auf Verlage verteilt. Bei genauerem Hinsehen bleiben Hoffmann und Campe, Aufbau, Hanser und neuerdings Rowohlt übrig. Ansonsten wurden Nischenthemen in Nischenverlagen untergebracht. Die Verlage spiegeln Mosebachs Werdegang und periodisieren qualitativ: Die erfolgssamen Lehrjahre, die Meisterschaft und schließlich die Jahre des Ruhms im renommiertesten deutschen Verlagshaus. (Daß Hanser neue Wege geht, erklärt den Wechsel zu Rowohlt.) Viele vordergründige Widersprüche, mit denen Mosebach als vermeintlicher Querdenker kokettiert, lösen sich auf, wenn der rechte Blickwinkel eingenommen wird: Der Katholik, der mit einem Moslem befreundet ist, ist primär mit einem Ästheteten befreundet; der Anzugträger, der sich im Poloshirt ablichten läßt, kokettiert mit dem Stilbruch; der Papist, der den Papst beschimpft, beschimpft einen Mann, der vermeintlich das Amt schlecht ausübt; der Reaktionär, der sich im Lager des Gegners tummelt, vermeidet mittlerweile jugendlichen Sturm und Drang – was die Gelegenheitsrandale nicht ausschließt.

Mosebach kann in die Phase der Einholung treten: Seine Strahlkraft ist stark. Seine Überlegungen zur klassischen und modernen Architektur sind Referenzpunkte der Zunft geworden, man beginnt dort zu ahnen, daß »betongewordenes Millimeterpapier« nicht ausreicht. Seine theologischen Reflexionen graben sich in den Fußnotenapparat akademischer Arbeiten, Gegner gestehen, seine Thesen seien zwar irgendwie einseitig, jedoch »anschlußfähig«. Seine Reisetagebücher inspirieren Globetrotter. Der Adel will ihn an der fürstlichen Tafel.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man ein Wechselverhältnis von Kunst und Reflexion, Roman und Essay ausmacht. Mosebach selber hat ja ein Romankapitel in der *Häresie der Formlosigkeit* abgedruckt. *Der Mond und das Mädchen* (2007) lebt von den katholischen Einsichten in das Wesen des Exorzismus. Bei allem Humor und bei aller Ironie: Der historische Kontext ist die Förderung des Exorzismuswesens durch Papst Benedikt. Daß in Frankfurter Garagen nach muslimisch-afrikanischem Volksritus Dämonen ausgetrieben werden, ist im Bereich des Realistischen wie die wüste Party aus dem *Blutbuchenfest*. Die Romane enthalten klare inhaltliche Statements zu harten ethischen und politischen Fragen: Modernisierung, Städtebau, Abtreibung, Bürgerkrieg, Monarchie.

Das dort Gesagte mag auf manche skurril und abwegig, ja lachhaft wirken; es bleibt der Verdacht, daß der Autor es trotz Ironie grundsätzlich ernst meint. Wenn man auf Internetbildern Felicitas von Lovenberg strahlend neben einem ihrer Lieblingsautoren sieht, dann darf vermutet werden, daß sie sich nicht über weltanschauliche Stellungnahmen im Romanwerk freut. Mißverständnisse werden diesen Mann weiter begleiten, er wird sie auch genießen; sie gehören zu Martin Mosebach. ■

Bibliographie (in Auswahl):

- Westend. Roman*, Hamburg 1992;
Die Türkin. Roman, Berlin 1999;
Der Nebelfürst. Roman, Frankfurt 2001;
Das Bett. Roman, Hamburg 1983, überarbeitete Fassung München 2002;
Das Beben. Roman, München 2005;
Der Mond und das Mädchen. Roman, München 2008;
Häresie der Formlosigkeit, Wien 2002, erweiterte Neuausgabe München 2007;
Stadt der wilden Hunde. Nachrichten aus dem alltäglichen Indien, München 2008;
Was davor geschah. Roman, München 2010;
Der Ultramontane. Alle Wege führen nach Rom, Augsburg 2012;
Das Blutbuchenfest. Roman, München 2014;
Mogador. Roman, Berlin 2016.

Literaturhinweise:

- Jens Jessen: »Der sanfte Reaktionär«, in: *Die Zeit* vom 25. Oktober 2007, S. 61f.;
Lorenz Jäger: »Martin Mosebach«, in: Hans-Rüdiger Schwab (Hrsg.): *Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert*, Kewelaeer 2009, S. 697–709;
Steffen Köhler: *Martin Mosebach. Der katholische Roman*, Dettelbach 2015.

Trump: Alternative für Amerika?

von Benedikt Kaiser

Mit dem Terrorangriff eines Sympathisanten der sunnitischen Terrororganisation Islamischer Staat (IS) in Orlando, bei dem 49 Gäste eines bei Homosexuellen beliebten Nachtclubs massakriert wurden, spitzt sich der Wahlkampf in den USA weiter zu. Denn ob *Homegrown terrorism* oder IS-Connection (oder beides): Die Rückwirkungen des grotesken Verhaltens der USA in Syrien und im Irak haben mit aller Brutalität die Partyzone der US-Amerikaner getroffen. Das lavierende Verhalten des amtierenden Präsidenten Barack Obama, das über Jahre hinweg die Förderung in Syrien agierender »Oppositionsgruppen« mit einbezog, zielte von vornherein ab auf die Schwächung Syriens und seiner regionalen (Iran) wie überregionalen Partner (Rußland). Von Washington D.C. aus ließ sich der Krieg der Rebellen je nach Lage eindämmen oder einheizen. Aber nun ist der Punkt gekommen, an dem das Resultat einer Kombination aus *Failed states*, Interventionskriegen und sunnitisch-wahabitischer Ideologie – der IS – global für Angst und Schrecken sorgt.

Wie der Herausforderung der bisher mächtigsten Terrormiliz und ihrer geistigen Verwandten um Nusra- oder Islamische Front zu begegnen sei, ist ein heikles Thema im Präsidentschaftswahlkampf. Zumal mit der vormaligen US-Außenministerin Hillary Clinton ausgerechnet eine Demokratin im November zur Wahl stehen wird, die, so Malte Daniljuk treffend in den *Blättern für deutsche und internationale Politik*, »wie kaum eine andere« für Menschenrechtsimperialismus stehe – ein solcher schürte wiederum den »Flächenbrand« (Karin Leukefeld) im Nahen Osten wesentlich.

Da diese verheerende Rolle Clintons ebenso bekannt ist wie ihre ideale Nähe zu neokonservativen Positionen, richtet sich das Augenmerk antiimperialistisch orientierter Kreise – speziell in Europa – naturgemäß auf ihren schärfsten Widersacher und Konkurrent um den Einzug ins Weiße Haus: Donald Trump. Dieser Immobilienmilliardär, das Produkt der auf Skandale und Unterhaltung ausgelegten Boulevard-Mediengesellschaft *par excellence*, ist derzeit das Feindbild aller linksliberalen, liberalen oder auch westlich-konservativen Publizisten. Einerlei ob Frauenverachtung, Waffennarretei, Islam oder Rassismus: Es gibt kaum ein Thema, das sich nicht eignete, um den allzuoft polternden Trump als den Schrecken der Welt zu zeichnen. Dabei ist es neben diesen klassischen Sujets der Politischen Korrektheit die außenpolitische Haltung Trumps, die viele Kolumnisten am meisten verstört. Jan Fleischhauer meint etwa, Trump sei außenpolitisch von linken Standpunkten geprägt. Der Vorzeige-Liberal-konservative des *Spiegel* wirft die Bemerkung so in den virtuellen Raum, als ob diese vermeintlich »linken Positionen« angesichts des perpetuierten Elends »rechter« US-amerikanischer Weltpolitik etwas Schlechtes verheißten müßten. Und Theo Sommer, der Bilderberg-vernetzte »Alt-Kader des Pro-Amerikanismus« (Erhard Crome), stöhnt bei *Zeit Online* auf: »Bloß nicht Trump!«. Jenseits des Atlantiks stößt Trump bei den außenpoliti-

»Zu den erfreulicheren Aspekten des US-Präsidentschaftswahlkampfes 2016 gehört die Verstärkung in Kreisen der Neokonservativen.«

James W. Carden:
»Donald Trump: Der Schrecken der Neocons«, in: *Blätter*, 4/2016, S. 41.

»Deutschland sieht seine Leute massiven Angriffen durch die Migranten ausgesetzt, denen man erlaubt hat, ins Land zu kommen. Silvester war eine Katastrophe.
DENKEN SIE NACH!«

Donald Trump, zit. n. Jan-Werner Müller: *Was ist Populismus?*, S. 142f.

schen Falken der US-Politik ebenfalls auf Ablehnung. Ob Robert Gates, ehemals Verteidigungsminister, oder Peter King, renommiertes Sicherheitsexperte: Unabhängig von Parteizugehörigkeit plagten viele geopolitische Leitwölfe die unklaren, bisweilen variierenden Standpunkte Trumps bezüglich der Rolle der USA in der Welt. Besonders die Neocons, unter George W. Bush noch lautstarke Republikaner und aktivste außenpolitische Netzwerkgruppe, stoßen sich an Trump und präferieren – erstmals seit Reagan – die Demokraten in der Person von Hillary Clinton. William Kristol, Sohn des Neocon-Veteranen Irving Kristol, ätzt regelmäßig gegen Trump, Robert Kagan zieht Vergleiche zwischen Trumps Siegeszug innerhalb der Grand Old Party mit der Heimsuchung durch die Pest, und ein Sammelsurium Dutzender einflußreicher populärer Neokonservativer um den Historiker Max Boot verbreitete einen Offenen Brief gegen Trumps »Prinzipienlosigkeit« in außenpolitischen Fragen. Die Angst des Neocon-Mainstreams ist begründet – und somit die Hoffnung all jener, die eine defensive bis isolationistische Wende der USA befürworteten. Denn Trump bricht gleich mit mehreren Tabus der gegenwärtigen neokonservativen Agenda: Verhandlungen mit Iran? Ja, aber bitte besser, als es die gegenwärtige Regierung bezüglich des Atomdeals leistete. Israel? Er wolle als ehrlicher Makler zwischen Palästinensern und Israelis wirken. Militärische Interventionen, etwa in Syrien? Kostspielig und kontraproduktiv. Putin? Interessanter, starker Mann. NATO? Könnte man auflösen. Der Irak-Krieg? Basierte auf Lügen und verursacht bis heute Probleme.

»Marktfundamentalistische Wirtschaftsmodelle, eine Karikatur des amerikanischen Individualismus (...), außenpolitische Muskelspiele unter dem Vorwand, für die Demokratie zu missionieren, und demagogischer Anti-Etatismus – das alles wurde zu einem berausenden Cocktail zusammengemührt.«

Michael J. Brenner: »Hillary Clinton oder: Wie man das Weiße Haus verliert«, in: *Blätter*, 4/16, S. 47.



Trump schlachtet somit eine heilige Kuh der Neokonservativen nach der anderen. Und doch verhält es sich freilich nicht so einfach und holzschnittartig, wie Kristol, Fleischhauer, Sommer et al. befürchten und Kritiker des US-Interventionismus hoffen. Es lohnt sich daher, Donald Trumps außenpolitische Grundsatzrede, die er im April 2016 vor exklusiv geladenen Gästen des Nixonschen »Center for National Interest« hielt, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Denn obwohl Trump durchaus dafür bekannt ist, widersprüchliche Auffassungen innerhalb weniger Tage medial zu kommunizieren, werden doch einige Leitlinien deutlich, entlang derer Trumps außenpolitische Standpunkte verlaufen.

Trump sieht zunächst eine Tradition des Scheiterns der amerikanischen Außenpolitik seit Ende des Kalten Krieges wirken. Die fehlgeleitete Politik unter George W. Bush und – vor allem – Barack Obama habe alle möglichen Kontrahenten oder Gegner der USA – von China bis Islamisten – gestärkt, während das eigene Prestige auf der Strecke geblieben sei.

»Die USA und ihre Verbündeten haben also gleich zweifach zum Aufstieg des Islamischen Staates beigetragen. Im Irak haben sie die Basis für die Terroristen geschaffen, in Syrien haben sie ihnen das Machtvakuum überlassen.«

Kristin Hellberg: »Die doppelte Schuld der USA«, in: *taz* vom 17. August 2014.

Die NATO ergebe zwar in der Theorie Sinn, könne aber nur dann beibehalten bleiben, wenn andere Partner des Verteidigungsbündnisses stärker aktiv werden; ansonsten stünde ein Austritt der USA aus dem von ihr geschaffenen Konstrukt zur Debatte. Bezüglich des Iran verhält sich Trump allerdings hier kritischer, als die erwähnten Neocons die Öffentlichkeit glauben lassen wollen. Denn Trump schwört sein Publikum ein, daß es mit ihm einen nuklear bewaffneten Iran nicht geben werde. Unklar bleibt, wieviel Energie und Risikobereitschaft Trump investieren würde, um Teheran an diesen Selbstschutzmaßnahmen zu hindern. Möglich, daß es dem Präsidentschaftskandidaten vor allem um Sanktionen und Verhandlungsdruck geht, denn einen – schier unglaublichen – Präventivkrieg gegen den Iran fordern allenfalls Neokonservative auf aller Welt, Trump bis dato jedoch in keiner Weise.

Hervorzuheben aus deutscher und europäischer Perspektive ist sicherlich Trumps Ankündigung, mit Putins Rußland stärker bei der Bekämpfung des Terrorismus zusammenarbeiten zu wollen. Gerade die momentane Weigerung Obamas, sich besser mit dem ewigen Rivalen im Antiterrorkampf in Syrien abzustimmen, sorgt für die bestürzende Lage in der kriegsentscheidenden Region Aleppo: Weil bei den Rebellenallianzen, die dort unter der Regie der Al-Qaida-nahen Nusra-Front kämpfen, auch US-unterstützte Kräfte wirken, kann Rußland seinem Verbündeten Syrien nicht in der Form helfen, wie es militärstrategisch nötig wäre. Putin will



Trump-Unterstützer in Los Angeles, Juli 2015

nicht als Zerstörer der Verhandlungshoffnungen dargestellt werden können und beläßt seine Luftstreitkräfte daher vor allem in den Wüstenregionen Syriens gegen den IS im Einsatz, während im urbanen Raum Aleppo von Seiten Rußlands – relative – Zurückhaltung geübt werden muß.

All das könnte sich mit einem Präsidenten Trump ändern, der die Priorität der gemeinsamen Bekämpfung des Islamismus nicht zuletzt seit Orlando gebetsmühlenartig preist. Allein, das tat auch der Neocon Bush jr. und verschlimmerte die Lage im Nahen und Mittleren Osten auf drastische Art und Weise. Der IS als größte der Terrormilizen ist beispielsweise ein Folgeprodukt der kriegsbelasteten Ära Bush, einer Ära, die politisch und finanziell bis heute an der Substanz der USA zehrt. Genau dies stößt Trump auf: Der Imperialismus von Bush hat den Staaten nur neue Feinde

eingbracht, und der humanitär verkleidete Softimperialismus Obamas brachte ebenfalls kein verbessertes Ansehen der USA in der Welt, sondern neue Konfliktherde, kriegerische Verwicklungen und – für Trump zentral – finanzielle Verluste in exorbitanter Art und Weise.

Es geht Trump also um die Umkehr dieser seit mindestens 9/11 anhaltenden Entwicklung. Er ist kein Isolationist wie die Ikone eines besseren Amerika, Ron Paul, und auch »linke« Standpunkte in der globalen Politik, sind nicht seine Sache, sondern die des Clinton unterlegenen Bernie Sanders. Ein Präsident Trump würde, soviel dürfte feststehen, an konservative (nicht: neokonservative) Grundsätze traditioneller Außenpolitik anknüpfen. Das heißt: Anstatt einer moralisierenden und intervenierenden Weltpolizei-Attitüde wäre es Trumps Streben, im Sinne einer realistisch ausgerichteten Politik das Bestmögliche für die letzte Supermacht zu erreichen. Das Bestmögliche meint hier im Sinne der Trumpschen Leitmotive: »America First« und »Make America Great Again« – und zwar ohne militärische Husarenritte, ökonomische Abenteuer und *Imperial overstretch*. Wie Erhard Crome richtig zusammenfaßt, strebt Trump also zuallererst nach wirtschaftlicher Stärkung der USA. Deshalb artikuliert er sich so kritisch zum kostspieligen interventionistischen Prinzip. Die Frage, die sich all jene stellen müssen, die geopolitisch eine multipolare Welt anstreben, ist freilich die, ob Trump nach einer eventuellen Gesundung der derzeit katastrophalen ökonomischen Lage innerhalb der USA bei seinem momentan eingeschlagenen außenpolitischen Kurs bliebe, ob er also auch nach einer amerikanischen Renaissance »den falschen Gesängen des Globalismus« widerstände und den »Zyklus der Feindschaft« zu Rußland weiterhin durchbrechen wollen würde.

Für Europa ist aber so oder so zudem von immenser Bedeutung, daß Trump aus protektionistischer Perspektive heraus argumentiert und internationalen Freihandelsabkommen wie TTIP, TiSA und CETA eine Absage erteilt. Er trifft nicht zuletzt hier die Stimmung des »einfachen Mannes« der unteren Schichten, der sich von Obama und der linksliberalen bis neokonservativen politmedialen Elite nicht vertreten fühlt, dessen Verdienst häufig nicht zum Leben ausreicht und der sich verbittert von Job zu Job hangelt, während gerade im Finanzsektor weiter spekuliert und profitiert wird.

Daß gerade die Verlierer der kapitalistischen Ellbogengesellschaft den Sieger einer solchen bejubeln und von Erfolg zu Erfolg treiben, mag verwundern, ist aber einerseits, so Johannes Simon zutreffend in *konkret*, dem Fakt geschuldet, daß sie sich mit der souverän zur Schau gestellten Macht – bzw. dem starken Mann, den Trump mimt – identifizieren. Andererseits gilt es zu ergänzen, daß Trump trotz aller Erfolge einstweilen ein Außenseiter im hegemonialen Betrieb ist. Er kommt aus keinem der etablierten neokonservativen oder liberalen Netzwerke, die Partei-Funktionäre sind gegen ihn, selbst der republikanisch-populistische TV-Sender Fox News ist Trump-kritisch. Und so ist Trump für die einheimischen Deklassierten der liberalkapitalistischen Gesellschaft – bereits als »Trumpenproletariat« verspottet – das Symbol eines abseits stehenden Titanen, der mit den klassischen Positionen und Ikonen der Demokraten und Republikaner aufräumt.

Ob es dem Ziel einer multipolaren Welt dienlich sein wird, falls ein sich auf Inneres und Sicherheit konzentrierender Trump tatsächlich 45. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika würde, steht freilich in den Sternen. Alain de Benoists Skepsis gegenüber dem »machtdurchtränkten Dr. Seltsam« ist jedenfalls ebenso begründbar wie die politische Faszination für das nur unter heutigen Verfallskonstellationen denkbare »Phänomen Trump«. Aus souveränistischer Perspektive ist Trump in jedem Falle das kleinere Übel gegenüber der ausgewiesenen, nach Interventionen dürstenden westlichen Universalistin Hillary Clinton. Trump verkörpert einstweilen die minimale Hoffnung, der endgültig zuschnappenden »Amerikanisierungsfalle« (Michael Wiesberg) zu entkommen.

Es ist gewiß widersprüchlich, auf der einen Seite eine schwer kalkulierbare Person zu favorisieren, die »Amerika wieder groß machen« möchte, aber auf der anderen Seite der Idee eines substantiellen »Anti-amerikanismus« treu zu bleiben, einer Idee, die aufgrund der geopolitischen Gesamtlage wieder an Bedeutung zunimmt. Doch diesen Antagonismus gilt es *faute de mieux* auszuhalten. ■

»Die Welt ist kein Universum, sondern ein Pluriversum, und das westliche Modell stellt nur eine mögliche politische Lebensform unter mehreren dar.«

Chantal Mouffe:
Agonistik, S. 103.

Literaturhinweise:

Alain de Benoist: »L'anti-americanisme de droite, de gauche et d'ailleurs«, in: *KRISIS*, Nr. 43 (März 2016), S. 75–85;

ders.: »Le Front national n'est de toute évidence pas prêt à l'exercice du pouvoir«, Interview vom 19. Mai 2016, www.breizh-info.com;

Michael J. Brenner: »Hillary Clinton oder: Wie man das Weiße Haus verliert«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 4/2016, S. 46–49;

James W. Carden: »Donald Trump: Der Schrecken der Neocons«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 4/2016, S. 41–45;

Erhard Crome: »Außenpolitik unter Trump«, *Das Blättchen* vom 6. Juni 2016, das-blaettchen.de;

Malte Daniljuk: »Energiesupermacht USA. Wie Barack Obama mit Fracking und Freihandel Außenpolitik betreibt«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 6/2016, S. 68–76;

Lars Hänsel/Elmar Sulk (Konrad-Adenauer-Stiftung): »Donald Trump zur Außenpolitik. Reaktionen in den USA auf eine Grundsatzrede des Kandidaten«, 29. April 2016, www.kas.de;

Chantal Mouffe: *Agonistik. Die Welt politisch denken*, Berlin 2014;

Jan-Werner Müller: *Was ist Populismus? Ein Essay*, Berlin 2016;

Marcus Pindur: »Trump und die Außenpolitik«, *Deutschlandfunk* vom 17. Mai 2015;

Johannes Simon: »Verzweigung im Heartland«, in: *konkret*, 6/2016, S. 12–15.

Loyalität und Widerstand: Das Beispiel Nordirlands

von Wiggo Mann

Als Erweckungserlebnis kann man eine Szene bezeichnen, welcher der 17jährige protestantische Aktivist Billy Wright im berühmtesten Gefängnis Nordirlands, im Maze, beiwohnte, wo er 1975 wegen illegalen Waffenbesitzes eingeliefert worden war. In diesem legendären Gefängnis waren seinerzeit, auch im Jugendtrakt H-Block 2, katholisch-republikanische Untergrundkämpfer der IRA gemeinsam mit gewaltbereiten protestantischen Loyalisten untergebracht. Als Wright entlassen werden sollte, stand er einen Augenblick lang neben einem republikanischen Häftling, der einzig in ein Bettlaken gehüllt, einen bestialischen Körpergeruch absonderte, da er sich über ein Jahr lang nicht mehr gewaschen hatte. Dieser Häftling befand sich mit anderen IRA-Insassen im sogenannten »Blanket-Protest«, einer Art Wäsche- und Hygiene-Streik, der u. a. mit der Weigerung, normale Haftkleidung zu tragen, die britische Regierung nötigen sollte, den IRA-Kämpfern den Status von politischen Gefangenen erneut zuzuerkennen. Der Blanket-Protest war der Vorläufer des großen Hungerstreiks des Jahres 1981, bei dem Bobby Sands stellvertretend für seine Kampfgefährten zur republikanischen Ikone wurde.

Billy Wright, der Jahre später unter dem ungeliebten Spitznamen »King Rat« bis zu seiner Ermordung 1997 zu einem ebenso charismatischen wie berüchtigten Anführer der paramilitärischen, loyalistischen UDF (später der Splittergruppe LVF) wurde, sagte über dieses Erlebnis, daß ihm damals schlagartig klargeworden sei, daß eine Bewegung, die fähig war, ihren Mitgliedern diesen Grad an Gewalt gegen die eigene Person abzuverlangen, zu weit größerer Gewalt gegen andere in der Lage wäre. Die Konsequenz hieß für Billy Wright, der sich als evangelikaler »Born-again-Christ« verstand und in seiner Kindheit auch Katholiken zu seinen Bekannten gezählt hatte, erbarmungslose Gegenwehr.

Diese Momentaufnahme aus den nordirischen »Troubles« ist mehr als eine eindrucksvolle Reminiszenz an einen offiziell beendeten Konflikt an der nordwestlichen Ecke Europas, der vielen außerhalb Großbritanniens stets unverständlich blieb. Sie steht, Zeiten und Länder übergreifend, für einen Modus des revolutionären Kampfes, der bei der eigenen Person ansetzt und dem man heute im militanten Salafismus mit seinen Selbstmordkommandos wieder begegnet. Die Adressaten solcher Aktionen, die westlichen Toleranzgesellschaften, sollten sich angesichts dieses Gegners zu einem grundlegenden Mentalitätswandel durchringen, der ohnehin in nicht allzu ferner Zukunft von selbst eintreten wird.

Wenn im folgenden der Nordirlandkonflikt schlaglichtartig unter protestantisch-loyalistischem Blickwinkel besichtigt wird, so geschieht dies nicht aufgrund von Sympathien für ihre Sache, auch nicht, um gegenüber der publizistischen Darstellungsflut der IRA den römischen Grundsatz »audiatur et altera pars« zur Geltung zu bringen, sondern ausschließlich, um Lehren und Ausblicke für ein mögliches Szenario in der Bundes-

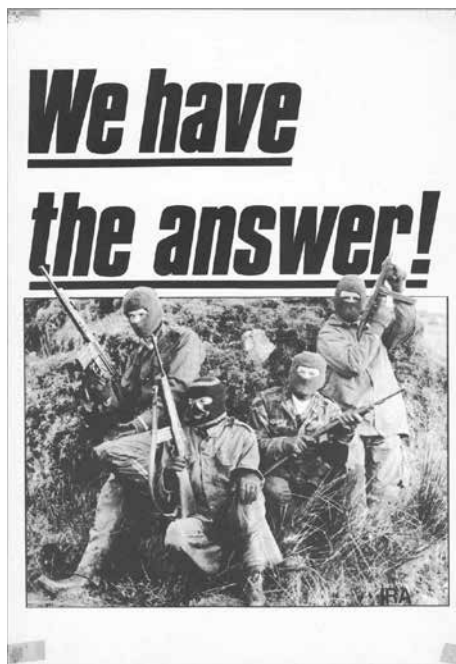
► *Plakate der Óglaigh na hÉireann (Irish-Republikanische Armee)*

republik zu gewinnen. Dies um so mehr, als daß gerade der protestantische Standpunkt, seine gefühlten wie tatsächlichen Erosionen im Fortgang des Konflikts, zu Vergleichen anregt für das, was dem Bewußtsein der deutschen Stammbevölkerung noch droht.

Die Geschichte der protestantischen Dominanz Nordirlands (sowie der Gesamtinsel) ist die Geschichte eines Abstiegs von selbstgewisser Vorherrschaft zu Überlebensängsten einer zusammengedrängten Herde. Viele von ihnen sehen sich als die Verlierer des Karfreitagsabkommens von 1998, auch wenn die Union mit Großbritannien bewahrt werden konnte. Die Aussicht, von einer zukünftigen katholischen Mehrheit in der Provinz per Volksabstimmung doch noch in die Republik Irland überführt zu werden, wie es das Abkommen als grundsätzliche Möglichkeit einräumt, läßt die uralten Ängste vor einem »papistisch-römischen Imperium« wieder aufleben. Gleichzeitig tritt die schon länger andauernde Phase der schleichenden Entfremdung vom britischen Mutterland in das neue Stadium einer regelrechten Identitätskrise. Bei all dem steht die Demographie nicht auf protestantischer Seite. 2011 erklärten sich 48 Prozent der Nordiren für protestantisch und bereits 45 Prozent für katholisch. Letztere weisen eine kontinuierlich steigende Tendenz auf.

Dies war in der Provinz Ulster, wie Nordirland auf protestantisch heißt (republikanische Katholiken sprechen meist nur von »North« oder pejorativ vom »Orange State«), nicht immer so. Die protestantische Präsenz dort ist das Ergebnis einer Ansiedlung anglo-schottischer Farmer, die ab dem frühen 17. Jahrhundert den Charakter einer englisch gelenkten Religionspolitik annahm. Gerade in der Epoche der englischen Konfessionswirren mit abwechselnd protestantischen und katholischen Monarchen und den endemisch auftretenden Massakern auf der Insel kam bei den reformierten Siedlern das Gefühl auf, in einem permanenten Belagerungszustand zu leben, ein Gefühl, das sie nie mehr losgelassen hat. König Jakob II. versuchte von Irland aus eine katholische Reconquista des englischen Thrones, den mit dem Einverständnis des Parlaments mittlerweile William III. von Oranien eingenommen hatte (Glorious Revolution). Zwischen den beiden kam es 1690 zur entscheidenden Schlacht am Boyne. Der siegreiche Ausgang für die protestantische Sache wird vom freimaurerähnlichen Orange Order mit trotzig schmetternden Paraden bis heute gefeiert. Der 1801 geschlossene Act of Union mit der britischen Krone sollte als eine Art »Schutz- und Trutzbündnis« die beiderseitige Bindung zementieren.

Die Geschichte bewies indes, daß London im Konflikt mit dem immer effizienter werdenden keltisch-irischen Nationalismus zu Kompromissen gezwungen wurde, die auch Abstriche bei den protestantischen Schutzbefohlenen mit sich brachten. Letztere hatten sich in Krisen- und Kriegszeiten ohne Zögern an die Seite Großbritanniens gestellt. Das Beispiel der paramilitärischen Ulster Volunteer Force (UVF), die 1913 vom fanatisch pro-britischen Anwalt Sir Edward Carson gegründet und in der 36. Ulster Division an der Somme aufgegeben wurde, wird von Loyalisten gern als höchster Treuebeweis angeführt. Und dennoch: Home-Rule-Bewegung, Osteraufstand 1916, irischer Unabhängigkeitskrieg und schließlich der anglo-irische Vertrag von 1921 mit der Geburt des irischen Freistaates sind die Etappen eines beständigen Rückzugs auf ein Reservat im Norden, das von sechs mehrheitlich protestantisch





Wandbild (mural) der loyalistischen Ulster Volunteer Force (UVF) in Belfast

geprägten Grafschaften gebildet wurde und dessen Grenzen lange umstritten blieben.

Daß es nur einer (auch noch wirtschaftlich begründeten) Reforminitiative der gemäßigten Stormont-Regierung in Belfast unter Premierminister Terence O'Neill bedurfte, um in den 60er Jahren erbitterten protestantischen Widerstand, personifiziert durch den keifenden Prediger Ian Paisley und seine selbstgegründete »Partei-Kirche«, auf die Straßen zu bringen, belegt die tiefstehenden Ängste der konfessionellen »Herrenmenschen«. Dabei erfreute sich Nordirland noch Anfang der 60er Jahre, glaubt man britischen Darstellungen, der niedrigsten Kriminalitätsrate im gesamten Königreich. Die moderne IRA, ihre Heckenschützen und Autobomben, gab es zu dieser Zeit noch nicht. Doch das kollektive Unterbewußtsein der Loyalisten war bereits aufgeschreckt. Prophylaktisch wurde im Geheimen die UVF wiedergegründet, da man an das Einsickern der IRA glaubte. Zur offenen Eskalation kam es aber erst durch die Niederschlagung der Bürgerrechtsbewegung, hinter der sich viele katholische Nordiren sammelten, um mit friedlichen Mitteln eine politische und soziale Verbesserung ihrer Lage zu erreichen, nicht aber, um eine Vereinigung mit der damals noch sehr klerikalen Republik Irland zu propagieren, wie die Gegenseite argwöhnte. Britische Truppen, 1969 eigentlich zur Beruhigung der Lage entsandt und bald mit bis zu 21 000 Mann präsent, fanden sich am Ende zwischen allen Stühlen wieder und tendierten inoffiziell, vor allem nach dem Auftauchen der IRA im Norden, zur loyalistischen Seite.

Was folgte, war ein jahrzehntelanger Konflikt nach allen Regeln der Stadtguerilla. Austragungsorte waren hauptsächlich die Arbeiterviertel beider *Communities*, die oft auch aneinander grenzten (Ausnahme war die ländliche Grafschaft Armagh, wo man der IRA ethnische Säuberungen vorwarf).

Eine überraschende Rückbesinnung auf Religion und Mythos entfaltete sich im Laufe der Auseinandersetzungen, wie sie die *Murales*, die Wandbilder der betroffenen Viertel, illustrieren, die in dieser Art eher an die Darstellung schiitischer Märtyrer im Nahen Osten erinnern.

Dabei ist zu beobachten, wie den protestantischen Loyalisten als den einst Zugewanderten das betont britische Element als alleinige Identifikationsfolie nicht mehr ausreichte. London stellte sich in ihren Augen nicht immer mit jener Unbedingtheit an ihre Seite, wie sie selbst es umgekehrt in den beiden Weltkriegen getan hatten. Außerdem war den britischen

Regierungen sowie den moderaten Unionisten Nordirlands das Treiben diverser protestantischer Paramilitärs, die als Selbstschutzverbände (Vigilante Groups) begonnen hatten, bald ein Dorn im Auge. Sie wurden von der anstandsgewohnten britischen Öffentlichkeit mehr und mehr als Banden von Hooligans wahrgenommen, während es die Aktivisten der IRA und ihre Sympathisanten geschickt verstanden, sich als harte, aber legitime Freiheitskämpfer darzustellen. Bezeichnend war etwa die unterschiedliche Bewertung der Haftaufenthalte, die beiden Parteien gleichermaßen blühten. Für die IRA mit ihrer anfänglich straff marxistischen Ausrichtung war die Haftstrafe Bestandteil des propagandistischen Kampfes, für die radikalen Loyalisten war sie hingegen oft Tiefpunkt der sozialen Ächtung.

Vor dem Hintergrund einer empfundenen Undankbarkeit von Seiten des Mutterlandes kam es unter radikalen Loyalisten zu Spekulationen über die mythische Abstammung von einem eigenständigen nordirischen Kriegervolk, den Cruthin, denen eine Verwandtschaft mit den schottischen Pikten nachgesagt wurde und die sich seit frühester Zeit im Kampf mit den von Süden herandrängenden Kelten befunden haben sollen. Auch eine eigene Ur-Sprache soll es gegeben haben, die sich bei Lichte betrachtet allerdings als schottischer Dialekt (Ullans) herausstellte, der zusammen mit den schottischen Siedlern in den nördlichen Teil der Insel gekommen war. In jedem Fall ist die Besinnung auf vorzivilisatorische Identifikationsmodelle auffallend, die vor allem im radikal protestantischen Lager an Boden gewannen, zusammen mit einer betont evangelikalen Ausprägung des reformierten Christentums, hierin vergleichbar mit US-amerikanischen Milizen.

Auch die einst führende wirtschaftlich-soziale Stellung der protestantischen Bevölkerung hat sich verschlechtert, seitdem die britische Regierung auch in Nordirland auf Modernisierung setzte, konsequent den Dienstleistungssektor ausbaute und dabei die bis dahin benachteiligten Katholiken förderte. Für Nordirland bleibt es bedenklich, daß trotz des im großen und ganzen eingehaltenen Gewaltverzichts loyalistische Paramilitärs weiterhin rekrutieren, selbst wenn es mittlerweile »nur« um Organisierte Kriminalität geht.

Was lehrt dieser Parcours durch einen scheinbar so anachronistischen Konflikt? Taugt er trotz der naturgemäß bedingten Vergleichbarkeit zur Parabel? In folgenden Punkten gibt es Berührungen.

An erster Stelle ist die Bedeutung eines Staates im Hintergrund einer exponierten Gemeinschaft zu nennen, der als ihr Beschützer auftritt. So gebärdet sich beispielsweise die Türkei für die türkische Gemeinschaft in Deutschland (oder Zypern, Krim, Syrien) immer wieder als ein solcher. Selbiges gilt für Rußland oder Serbien. Der Staat der eigentlichen deutschen Stammbevölkerung verhält sich hingegen ambivalent, so daß er an Glaubwürdigkeit verliert, ja suspekt wird, im schlimmsten Fall mit Folgen für die Loyalität eben dieser Stammbevölkerung ihm gegenüber. Hier lassen sich Vergleiche zum Verhalten Frankreichs im Algerienkrieg ziehen. Übt unser Staat bei der gegenwärtigen Massenzuwanderung nicht die Suprematie aus (die zur Integration als einer Form der Erziehung gehört), sondern tritt er im Gegenteil selber als konturlos und schutzbedürftig auf, werden Bevölkerungsteile gezwungen sein, zur Selbsthilfe zu greifen. An dieser Stelle sei als Beispiel nur an die Rolle der Freikorps zu Beginn der Weimarer Republik erinnert.

In Zeiten eines psychologischen Klimawandels (Régis Debray) können in einer bedrängten Gemeinschaft, an die ein Kampf herangetragen wird, tief schlummernde archaische Reflexe erwachen, die jenseits aufklärerischer Abstrakta eine bis dato überwunden geglaubte ethnische oder konfessionelle Zugehörigkeit mobilisieren. Erinnert sei wiederum an die jugoslawischen Erbfolgekriege der 90er Jahre, wo die verordnete Einheit und Brüderlichkeit in Trümmer ging. Bekanntlich kann es auch in hochentwickelten Gesellschaften in Extremsituationen zu Ent-Zivilisierungsschüben kommen.

Es wird sich zeigen, ob am Ende nicht das Beispiel von Wladimir Zeev Jabotinsky, des Propheten eines militanten Zionismus, auch bei uns Schule machen wird, der seine jüdischen Zuhörer seelisch auf die kommenden Kämpfe einstimmte, indem er ihnen einschärfte, nicht länger zu fragen, was besser wäre, sondern nur noch, was schlimmer wäre. ■

Literaturhinweise:

Chris Anderson: *The Billy Boy. The Life and Death of LVF Leader Billy Wright*, Edinburgh 2002;

Steve Bruce: *The Edge of the Union. The Ulster Loyalist Political Vision*, Oxford 1994;

Eamon Collins/ Mick McGovern: *Killing Rage*, London 1997;

Carolyn Gallaher: *After the Peace. Loyalist Paramilitaries in Post-Accord Northern Ireland*, New York 2007;

Ian S. Wood: *God, Guns and Ulster. A History of Loyalist Paramilitaries*, London 2003.

Kulturindustrie und Lebenstechnik

von Frank Lisson

Wundern wir uns über den Gleichklang der in den Leitmedien dargereichten Wirklichkeitsangebote? Wir sollten fragen, wie der dazu erforderliche *Kulturbetrieb*, also die *Symbiose aus Journalismus, Schriftstellern und Staat* überhaupt zustande kommen konnte. Denn was unterscheidet die meisten heutigen Autoren, die wie gut geölte Maschinen regelmäßig ein sauber gearbeitetes Werkstück auswerfen, paßgenau für den Markt hergestellt und abgesegnet von der Firmenleitung, was unterscheidet diese Leute von ihresgleichen innerhalb der politischen Klasse? In beiden, leicht austauschbaren Gruppen hat sich der nämliche Typus und Charakter durchgesetzt und alle anderen verdrängt, weshalb Staat und Kultur eben keine Gegensätze mehr bilden, sondern ineinander übergegangen sind.

Dadurch ist ein System gegenseitiger Abhängigkeiten entstanden, das niemand von innen heraus zu durchbrechen wagt, weil alle Beteiligten zu gut daran verdienen: die Autoren sind froh, im Subventionsbetrieb angekommen zu sein, aus dem sie freilich nicht wieder entfernt werden wollen; die Literaturkritiker und Moderatoren haben die Autoren nötig, um über irgend etwas schreiben und sprechen zu können. Je belangloser, desto besser, denn auch sie wollen ihr Amt freilich nicht gefährden; die Gremien und Institutionen *müssen* ihre Preise vergeben, um neue Gelder zu erhalten, die zumeist von staatsnahen Einrichtungen verteilt werden. Somit *erkauft* sich der Staat die Loyalität seiner Künstler, indem er sie generös in seine Alimentationsfalle hineinlockt, wo er die nunmehr reibungslos funktionierenden Ziehkinder mit öffentlicher Anerkennung und materieller Absicherung versorgt. Und niemand beißt die Hand, die ihn füttert.

In einem solchen sich gegenseitig kontrollierenden und aneinander ausrichtenden Kulturbetrieb kennt jeder jeden und lobt jeder jeden, der von den Staatsmedien zum Loben und Auszeichnen legitimiert worden ist. Natürlich gibt es hie und da auch ein wenig »Kritik«, aber Wesentliches wird nicht angetastet. Denn es geht dem Betrieb ja nicht ernsthaft um Literatur oder Philosophie, sondern um das schöne Leben materiell abgesicherter Eitelkeiten im Biotop eines Feuilletons, dessen Aufgabe vor allem darin besteht, sich selber zu produzieren. Schließlich weiß im Grunde jeder, wie überflüssig der Schriftsteller heute ist.

Das tiefere Durchdringen einer Sache findet nicht mehr statt, wo jeder Ansatz mutigen, unbestechlichen Denkens unter einem pragmatischen Wohlfühlrelativismus erstickt. Die enge Verflechtung zwischen Kultur- und Politikbetrieb hat daher, wie es scheint, dem kritischen Denken wie dem Denken überhaupt den Garaus gemacht. Denn wer hätte heute die Frechheit und den Scharfsinn, die gegenwärtigen Übel tatsächlich beim Namen zu nennen, wie dies einst, um 1830 oder um 1900, mutige Autoren taten? Wer würde es wagen, den Klerus und Adel von heute, also die herrschende politische und kulturelle Klasse, mit der gleichen Inbrunst zu beleidigen? Würde heute jemand bei irgendeiner Preisverleihung ausrufen: »Aber der Kaiser ist doch nackt!«, wäre er raus aus dem Spiel. Wer also

hätte das Format, sich entschieden gegen die Kulturkartelle zu stellen? Doch nicht, weil diese die Herrschenden sind, die gerade eine Politik betreiben, der man selber vielleicht nicht anhängt, sondern weil sie das immer gleiche Prinzip des Machterhalts durch den Automatismus aus Anpassung, Feigheit, Selbstsucht und Verlogenheit nicht anders praktizieren als ihre Vorgänger und deshalb den ewigen Widerspruch von seiten des freien, unabhängigen Denkens erfordern.

Im Herbst 2015 bekam der inzwischen 88jährige Schriftsteller Martin Walser den Internationalen Friedrich-Nietzsche-Preis verliehen, obwohl Walser in jeder Zeile seiner Dankrede bewies, sich noch nie ausführlicher mit Nietzsche befaßt zu haben und dies auch unumwunden eingestand. Dennoch fiel die Wahl auf den philosophisch eher unbedarften Romancier, da es offenbar an würdigen Empfängern fehlte, der kulturbetriebliche Preisverleihungsapparat aber danach verlangt, jährlich einen von den Seinen auszuzeichnen, egal, ob dieser nun auf die inhaltliche Ausrichtung des Preises paßt oder nicht. Die geistige Korruption innerhalb der kulturellen Klasse hat ein solches Ausmaß angenommen, daß die daran Beteiligten nur noch sich selber zu würdigen bereit sind. Ängstlich werden die Fensterläden zu allen Seiten hin geschlossen, damit kein Licht von außen auf den eigenen Glanz fällt. Dabei scheut sich niemand, das Niveau zu unterbieten, wenn es darum geht, sein Ego eitel zu bespiegeln. Also *talkt* ein Peter Sloterdijk mit einem Thomas Gottschalk im Berliner Ensemble über den *Kleinen Prinzen* von Saint-Exupéry. – So what? Natürlich ist das alles nicht verwerflich. Aber was sagt der hier und heute erreichte Grad an Indifferenz und Selbstinszenierung über die geistige Situation unserer Zeit aus? Für den Zivilisationsmenschen des 21. Jahrhunderts ist, frei nach Platon, der ideale Staat verwirklicht, wenn Philosophen Showmaster und Showmaster Philosophen geworden sind.

Genau besehen, schafft der sogenannte Kulturbetrieb also keine »Kultur«, sondern verwaltet und multipliziert bloß das, was ein bestimmter moralischer Geschmack für wertvoll hält. Natürlich entsteht dabei auch Qualität, mitunter sogar sehr hohe Qualität, aber sie ist eben nicht künstlerisch frei entstanden, sondern das Ergebnis regulierter Verfahren und perfektionierter Techniken. Alles fließt im Strom institutionell gesteuerter Gewißheiten dahin. Man rüstet sich mit Selbstgefälligkeit, die bald jeden ignorant werden läßt gegen das ganz andere, das außerhalb der eigenen Räume liegt. Der Kulturbetrieb kennt solche Freiräume nicht, noch weniger würde er sie dulden. Vielmehr sind seine Funktionäre und Angestellten damit beauftragt, sich und allen anderen permanent einzureden, das »Gute, Wahre und Schöne« ganz alleine zu repräsentieren, weil heute endlich erreicht worden sei, wofür alle »anständigen« Künstler des 20. Jahrhunderts immer gekämpft hätten: Die »Bösen«, d.h. die Andersdenkenden, sind besiegt und beseitigt. Doch niemand scheint zu bemerken, daß in diesem inestuösen Gehege zwar professionell gearbeitet wird, von *lebendiger Kultur* aber keine Rede mehr sein kann. Man produziert hochwertige Waren, verhindert als Monopolist aber jede echte Konkurrenz, weil in den Redaktionen *kein einziger* mehr sitzt, der von anderer Art wäre. Die öffentliche Kultur ist ein hermetisch abgeriegelter Staatsbetrieb, der einen riesigen Mitarbeiterapparat subventioniert und sich als Unternehmen im Interesse politischer Erziehung wirtschaftlich am Laufen hält. Somit stellt der Kulturbetrieb das Gegenteil von Kultur dar; er ist eine technische Einrichtung, die kein Wachstum in verschiedene Richtungen mehr zuläßt, sondern eine Wächterfunktion ausübt: nicht mehr plump und autoritär, sondern perfide und genossenschaftlich.

Dadurch vernichtet dieses Regime paradoxerweise genau jene Werte, für die es einzustehen vorgibt: Vielfalt, Freiheit, Vernunft, Würde des Menschen. Wovon ein Adorno, Horkheimer, Heidegger und viele andere in den 1940er bis 1970er Jahren warnten und was sie als die eigentliche Bedrohung menschlicher Freiheit und Kultur kommen sahen, ist heute herrschende Wirklichkeit und wird deshalb in seiner Totalität auch gar nicht mehr verstanden, ja zumeist nicht einmal bemerkt. Diese Perversion hat zu eben jener Nivellierung und geistigen Prostitution geführt, von der ein Horkheimer und ein Adorno zutiefst angewidert waren! Denn was diese einst prophetisch perhorreszierten, ist inzwischen vollständig eingetroffen. Was schrieben die großen Linken anno 1944 in ihrer *Dialektik der Aufklärung*? »Die Talente gehören dem Betrieb, längst ehe er sie

»Die Analyse, die Tocqueville vor hundert Jahren gab, hat sich mittlerweile ganz bewahrheitet. Unterm privaten Kulturmonopol läßt in der Tat die Tyrannei den Körper frei und geht geradewegs auf die Seele los. Der Herrscher sagt dort nicht mehr: du sollst denken wie ich oder sterben. Er sagt: es steht dir frei, nicht zu denken wie ich, dein Leben, deine Güter, alles soll dir bleiben, aber von diesem Tag an bist du ein Fremdling unter uns.«
Was nicht konformiert, wird mit einer ökonomischen Ohnmacht geschlagen, die sich in der geistigen des Eigenbrötlers fortsetzt. Vom Betrieb ausgeschaltet, wird er leicht der Unzulänglichkeit überführt.«

Horkheimer/Adorno:
Dialektik der Aufklärung.

»Hänge den Mantel nach dem Winde«, ruft einer derselben mit naivster Offenheit zu, wobei er freilich mit scheinheiliger Salbung hinzufügt: »Soweit es christlich ist.« »Verstelle Dich«, fährt er fort, »und gib Dich nicht bloß.« (...) Es ist peinlich, zu sehen, wie sogar Gelehrte vom ersten Range und Wortführer der Literatur ihrer Zeit an solche Nichtigkeiten ihre Aufmerksamkeit verschwenden und nicht selten dabei ihre Würde wegwerfen.«

Karl Biedermann: *Deutschland im 18. Jahrhundert.*

präsentiert: sonst würden sie nicht so eifrig sich einfügen. (...) Hinzutritt die Verabredung, zumindest die Entschlossenheit der Exekutivgewaltigen, nichts herzustellen oder durchzulassen, was nicht ihren Tabellen, ihrem Begriff von Konsumenten, vor allen ihnen selber gleicht. (...) Die rücksichtslose Einheit der Kulturindustrie bezeugt die heraufziehende der Politik. (...) Jeder soll sich gleichsam spontan seinem vorweg durch Indizien bestimmten ›level‹ gemäß verhalten und nach der Kategorie des Massenprodukts greifen, die für seinen Typ fabriziert ist.«

Man rühmt den Mut zur Wahrheit und zum Widerspruch öffentlich immer erst dann, wenn es ungefährlich geworden ist, ihn aufzubringen. Weil die meisten Zivilisationsmenschen unempfindlich genug sind, von der Barbarei, die sie überall umgibt, nicht verwundet zu werden und

ihnen zudem die Leidenschaft fehlt, ihr Leben in Freiheit der Wahrheit zu weihen (*vitam inpendere vero*), da sie von klein auf in ein System raffinierter Bequemlichkeitslügen hineinerzogen und durch Massenmedienkonsum bald in jeder Hinsicht flexibel und stumpfsinnig geworden sind, ist auch die Anpassungsbereitschaft heute deutlich größer, als sie es früher war. Und so fällt der Kontrast zwischen Anspruch und Wirklichkeit des Regimes gar nicht mehr auf.

»Wer sich mit dem Erzählen von Geschichten beschäftigt«, bemerkte Christoph Ransmayr in seiner Dankesrede zum Fontane-Preis 2014, »der hat es immer mit Einzelnen zu tun, nie mit Stämmen, Völkern oder gar der jüngsten und dümmsten Perversion der Horde, der Nation.« – Bewunderungswürdig, wer den Mut aufgebracht hätte, um 1890 oder 1910 einen solchen Satz in eine Dankesrede einzubauen; aber verdient nicht größtes Mißtrauen, wer so etwas *heute* äußert, da jeder, der Preise bekommen will, gewissermaßen verpflichtet ist, derlei zu schreiben? Daniel Kehlmann spricht in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung (natürlich!) über den Holocaust – worüber denn sonst? Man kann hinschauen, wo man will: In der Öffentlichkeit findet immer die gleiche Zeremonie statt, mit immer den gleichen Botschaften von immer den gleichen Leuten! Sie haben *sich selber* auf die mora-



Wolfgang Mattheuer:
Der Zeitungsleser, 1969

lischen Befehle des Zeitgeistes abgerichtet, weil sie nur dadurch – guten Gewissens! – alle Privilegien des Apparats genießen können.

Die Daniel Kehlmanns, Marcel Beyers, Juli Zehs, Richard David Prechts, Markus Gabriels sind die Ifflands, Kotzebues, Heyses, Lotzes von heute. – Wo aber sind die anderen? Einen Voltaire hätten sie heute wieder ins Exil getrieben, ein Büchner wäre verboten, ebenso ein Stirner, ein Feuerbach, ein Nietzsche, ein Céline; natürlich nicht offiziell, aber keiner der marktbeherrschenden Verlage wäre bereit, derart deviante Auto-

ren zu drucken; aus Angst vor Kampagnen, aber auch aus Gründen interner Selbstzensur und Gesinnungshygiene.

Es finden keine echten, sondern bloß inszenierte Debatten statt, weil nur gesendet und gedruckt wird, was den zentralisierten Leitmedien ins Schema paßt – sei es als ewige Bestätigung der offiziell zu verbreitenden Moral oder wichtigtuere Pseudokritik (Precht, Zeh, Trojanow, Harald Welzer), sei es als abschreckendes Beispiel fehlgeleiteter Außenseiter (Sarrazin). Eine wirklich geistreiche Diskussion, in der sich nicht bloß schlaue, sondern weltkluge oder gar weise-gebildete Menschen gegenüber sitzen und ihre Ansichten niveauvoll und kundig *argumentieren*, hat es seit Dahrendorf/Adorno/Gehlen in den deutschen Medien nicht mehr gegeben, weil das Personal dazu fehlt. Wer sich die freiheitliche Diskussionskultur der 1960er Jahre in der BRD vergegenwärtigt, wo im politischen Diskurs selbst so unterschiedliche Systemabweichler wie ein Adolf von Thadden genauso zu Wort kamen wie ein Rudi Dutschke oder eine Ulrike Meinhof, und jene Verhältnisse mit den heutigen vergleicht, dem wird das Verschwinden freiheitlicher Praxis offenbar: Statt liberaler Sprechkultur gibt es Sprechverbote und perfides Kalkül, statt wild blühender Gärten des Geistes kontaminierte Felder. Die Kulturindustrie hat in den letzten Jahrzehnten mittels rigider Ausgrenzungspolitik einen Staatsautorenklügel herangezüchtet, der *instinktiv* auf Linie bleibt, weil seine Mitglieder früh das Zuckerbrot der Zeitgeistparteigenossenschaft zu schmecken bekamen. Wenn diese Leute wirklich »kritisch« wären und sich nicht nur für »kritisch« hielten, hätten sie längst bemerken müssen, wie sehr sie nur die Themen, Parolen und Befindlichkeiten wiederkauen, die ihnen das Regime vorgibt.

Wozu also überhaupt *denken*, wenn man mit seinen Gedanken über das bereits Gedachte und Vorgeschiedene der eigenen Zeit nicht hinausgelangt? Wer bloß wiederholt, was sein jeweiliges Milieu gerade für »richtig« erklärt, der denkt nicht, sondern pariert nur. Denn strenggenommen heißt denken immer weiter- oder andersdenken, jedenfalls den Ort des bereits Gedachten verlassen. Das bereits Gedachte denken ist Unsinn, denn das bedeutet, es zu kopieren. Doch freilich: Wer reüssieren und Zustimmung ernten will, darf gar nicht denken, sondern muß irgendeine beliebte Meinung agitieren. Jemand sagt, was alle hören wollen, und meint, er denke, während er doch bloß geschickt reflektiert, was zu seiner Zeit oder bei einer bestimmten Gruppe hoch im Kurs steht. Wer dagegen ernsthaft nach Erkenntnis strebt, wird sich hüten, in irgendeiner profitablen Gemeinschaft aufzugehen! Die Aussicht, ungehört zu bleiben oder mißverstanden zu werden, sich unbeliebt zu machen und Brücken hinter sich abzubauen, ist dann allerdings weitaus größer als die auf Anerkennung und Erfolg.

Wie lange also ist es her, daß sogenannte Kulturschaffende sich rühmten, »unzeitgemäß« zu sein, weil erst durch Überwindung des Zeitgeistes der eigene Genius zum Vorschein kommen könne? »Alles, was man in dieser Zeit für seinen Charakter tun kann«, schrieb Johann Gottfried Seume um 1806, »ist, zu dokumentieren, daß man nicht zur Zeit gehört.« Ähnliche Aussagen lesen wir bei Hölderlin, Schiller, Schopenhauer, Jacob Burckhardt, Nietzsche, ja selbst bei Arno Schmidt.

Wenn wir in einer echten, funktionierenden Demokratie lebten, in der nicht Opportunismus, Ideologien und Gesinnungszwänge die Wirklichkeit bestimmten, sondern die Bürger auch über brisante Themen wie Zuwanderung, Energiewende, Inklusion, Gender-Ideologie undso weiter frei entscheiden dürften – dieses Land sähe anders aus. Und wenn die großen Ziele der Neuhumanisten und Liberalen des 19. Jahrhunderts erreicht worden wären, also niemand hierzulande die Folgen des *freien Wortes* zu fürchten hätte, dann könnten wir uns auch Politiker und Schriftsteller leisten, für die sich ein freier, stolzer Mensch nicht schämen muß. Aber ein echter geistig-sittlicher Wandel setzte freilich die Veränderbarkeit nationaler Mentalitäten voraus. Nun scheinen aber gerade die Deutschen selbst in ihren schlechtesten Eigenschaften immer besonders »deutsch« zu bleiben. Jedenfalls grassiert bei ihnen weiterhin die *German angst* als Grundübel und Ursache fast all ihrer Absurditäten und Anpassungsleistungen. Und so sind sie in ihrem paradoxen Bestreben, nicht mehr deutsch, dafür aber die moralisch unterwürfigsten Musterschüler der Welt sein zu wollen, heute deutscher denn je. ■

»Deutschland ist nicht das Land, in welchem eine bessere Satire es wagen dürfte, das Haupt mit Freiheit emporzuheben; in Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschullehrer diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Erzbischof anhören muß.«

Aus der Vorrede zu Rabeners *Satirische Schriften, IV. Teil*, 1755. Zit. nach Jürgen Manthey: *Christian Ludwig Liscow, Schriften*, Frankfurt a.M. 1968.

Literatur:

Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung* (1944/1969), Frankfurt a.M. 2005;

Johann Gottfried Seume: »Apokryphen (1806/1807)«, in: *Seumes Werke in zwei Bänden*, Berlin-Weimar 1965;

Karl Biedermann: *Deutschland im 18. Jahrhundert* (4 Bd. 1854–1880), Ausgabe in einem Band, Frankfurt a.M. u.a. 1979.

Kategorienfehler. Schmitt–Luhmann–Nassehi

von Caroline Sommerfeld

»Österreich ist ein Land der Diversität. Ich will keinen – das nenne ich auf Deutsch so – ›Einheits-Österreicher‹ schaffen. Wir sind divers, bleiben divers, aber wir sollten miteinander reden, einander zuhören.« So sprach Alexander van der Bellen, der voreilig angelobte österreichische Bundespräsidentenskandidat, am 25. Mai 2016. Was ist hier *natura naturata* und was ist *natura naturans*? Für van der Bellen ist die Lage klar: Die *natura naturata* ist die natürliche »diversity«, Österreich ein Land der multikulturellen Verschiedenheit der Menschen. Und in diesem schönen Land erstarken die Rechten und planen, einen homogenen Homunkulus zu erschaffen, auch »Einheits-Österreicher« genannt – ein sekundäres Produkt willentlichen menschlichen Eingreifens in die Natur, eben: *natura naturans*. Ist es nicht in Wirklichkeit ganz einfach umgekehrt? Gab es nicht vielmehr ein homogenes Volk, das erst durch jahrzehntelange *Replacement migration* »divers« geworden ist? Van der Bellen hat hier einen gedanklichen Wegbereiter, nämlich den Sondergesandten für Migration der Vereinten Nationen und langjährigen Aufsichtsratsvorsitzenden von Goldman Sachs, Peter Sutherland. In einer berüchtigten Rede vor dem Herrenhaus des britischen Parlaments forderte er, daß die EU »ihr Bestes« geben solle, um »die Homogenität Europas zu unterminieren«, ein Prozeß, der ohnedies »normal und natürlich« sei. Die steuernde *natura naturans*, das Unterminieren der »Homogenität« Europas, ist für ihn unversehens zur zweiten Natur geworden, normal und natürlich, wie sollte es auch anders sein?

Der »Einheits-Österreicher« erscheint als Homogenitäts-Phantasma, das den Diskursträgern vermutlich vor allem deswegen im Kopf herumspukt, weil ihnen der Begriff des Staats abhanden gekommen ist. Ein Staat muß stets nach innen definieren, wer dazu gehört, und nach außen, wer nicht dazu gehört. Dazu steht ihm klassisch die Differenz *Ius sanguinis/Ius solis* zur Verfügung. Auf dem Territorium lebende Staatsbürger unterliegen den Gesetzen dieses Staates, und zwar gleichgültig, woher sie stammen, für das *Ius solis* reicht der Paß. Diese Hälfte der Differenz scheint im öffentlichen Konsens auszureichen: »Deutscher ist, wer einen deutschen Paß erhalten hat«. Differenzbegriffe haben indes die lästige Eigenschaft, ihr Gegenteil nicht abschütteln zu können: Der »Biodeutsche« provoziert den Paßinhaber. Das *ius sanguinis* wäre tautologisch, wenn »Abstammung« nur »Abstammung von Staatsbürgern« wäre. Blutsverwandtschaft hat ethnische Wurzeln, wir kommen um die phänomenale Evidenz nicht herum, daß es Deutsche und Österreicher *gibt* in einem Sinne, der nicht bloße Bevölkerung eines Territoriums meint, sondern Volk. Es ist ein folgenschwerer Kategorienfehler (K1), Gleichheit im Staate (demokratische Gleichberechtigung von Paßinhabern) als vollständigen Ersatz für eine differentiale Einheit (*Ius sanguinis* und *Ius solis*) zu nehmen, und die eine Seite der Zweiseitenform als unzulässiges Homogenitäts-Phantasma auszuschließen. Wem der Staatsbegriff entgleitet, der sucht Zuflucht bei ei-

»Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vor-arischen Elementes, als ›Volk der Mitte‹ in jedem Verstande, sind die Deutschen unfäßbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als andere Völker sich selber sind – sie entschlüpfen der Definition.«

Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, §244.

nem Ersatz für die Substanz des Volkes – eine austauschbare Bevölkerung allein kann nicht substantiell staatstragend sein – und findet »die Menschheit«, und damit: einen weiteren Kategorienfehler. Der zweite Fehler (K₂) liegt darin, Gesetzesgleichheit mit »allgemeiner Menschengleichheit« in eins zu setzen. Damit wird eine neue Kategorie eröffnet: Weil »demokratisch Gleiche« in allen (modernen) Staaten angenommen werden, sind sie überall »demokratisch Gleiche«, und daraus wird dann »die Menschheit« mit ihren »allgemeinen Menschenrechten«.

Ethnisch homogenere (der Begriff ist durchaus steigerbar!) Gruppen bergen nicht nur weniger polemogenes Potential in sich, sondern sind auf eine emphatische Weise mit sich selber identisch – »Wir sind das Volk!« hieß nicht: »Wir sind die Einwohner dieses Territoriums«, sondern »Von uns als Einheit geht alle Macht aus!«. Historisch ist jeder Staat so gewachsen, daß er das instabile Gleichgewicht von Bevölkerung/Volk bewußt aufrechterhält. Mit Carl Schmitt kann man erklären, daß die *Volonté générale* eines Volkes überhaupt erst möglich ist, wenn es homogen ist, d. h. mehr als nur kontingente Bevölkerung. Gesetzesgleichheit als Norm, die freilich abstrahiert von ihrem ursprünglichen Trägervolk, setzt genau dieses voraus: »Die Norm braucht ein homogenes Medium.« (Carl Schmitt) Universelle Normen wie die Menschenrechte haben partikuläre Ursprünge: Sage mir, woher ein Gesetz mit verallgemeinerndem Anspruch stammt, und ich sage dir, was daran nicht zur Verallgemeinerung auf die Menschheit taugt. Rechten Denkern und Politikern wird im gegenwärtigen medialen Diskurs ständig unterstellt, einen Staat herbeizuphantasieren, in dem ein nicht nur in ethnischer Hinsicht total homogenes Volk lebt bzw. leben soll (K₁). »Homogenität« als relative Gleichartigkeit eines Staatsvolkes ist jedoch kein rückwärtsgewandtes Reinheitsphantasma, sondern so elementar, daß man die Grundlagen der Gesellschaft anders kaum definieren kann.

Carl Schmitts Bestreben, das »Gebiet des Politischen« begrifflich und real zu umhegen, ist von Niklas Luhmann weitergedacht worden. Schmitt unterscheidet am Beginn seiner Schrift *Der Begriff des Politischen* die Autonomien der verschiedenen gesellschaftlichen Sphären: der Kunst (schön/häßlich), der Moral (gut/böse), der Ökonomie (nützlich/schädlich) und der Politik (Freund/Feind), von denen aus Zuflucht ins »Allgemeinmenschliche« genommen wird. Dem Politischen, so argumentiert er, schade das enorm. Sein genuiner Bereich ist ebenso durch Menschheitspathos gefährdet wie durch ökonomische Übergriffe. Und wenn Schmitt nun im Kern eine Systemtheorie *avant la lettre* vorgetragen hätte? Dann wäre Freund/Feind ein Code im systemtheoretischen Sinne, während die anderen sozialen Sphären gleichermaßen ihre systemeigenen Codes hätten. Das Politische wäre eine abgegrenzte Einheit, »total und souverän«, weil in ihr nur politisches Maß angelegt werden kann. Schmitts »Macht über das physische Leben der Menschen« wäre bei Luhmann der »symbiotische Mechanismus«, mit dem die Politik als soziales Teilsystem an den Körper als physisches Residuum gekoppelt ist. Körper sind nicht Teil der Politik, insofern Politik bei Luhmann ein »symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium« ist, das nicht aus lebendigen Menschen besteht, sondern aus Kommunikationen. Aber von der Politik und nur von ihr aus ergeht die Entscheidung über Leben und Tod. Macht/Ohnmacht ist ihr Code. Die *Ultima ratio* der Macht ist indes auch für Luhmann die Todesdrohung. Hier kommt, wenn man konsequent ist, in die Systemtheorie mehr Carl Schmitt hinein, als ihr lieb sein dürfte. »Wer Gleichheit sagt, sagt auch Ungleichheit«, konstatiert Luhmann in seinem rechtstheoretischen Text *Der Gleichheitssatz als Form und als Norm*. Die Gefahr, die aus der differenzlosen Menschheitsideologie resultiere, nämlich Unmensen, Untermenschen, Menschenunwürdige auszuscheiden (K₂), hat schon Carl Schmitt als größeres Übel als die Einhegung des Nationalstaats durch Grenzziehung erkannt.

Kein soziales System hat eine innere teleologische Drift hin zu seiner eigenen Optimierung und Vervollkommnung. Das Recht wird nicht gerechter, die Moral nicht sittlicher, die Religion nicht transzendenter, die Ökonomie nicht reicher und die Politik nicht freundlicher, je länger sie real existiert und je länger sie sich selbst dabei beobachtet. Innerhalb eines Systems ist die latente Höherbewertung des Plus-Pols des Codes (gut, gerecht, reich, schön ...) der Anreiz zu weiteren, komplexeren Operatio-

»Wo das nicht der Fall ist, wo ein Staat ohne Rücksicht auf die nationale oder andere Arten der Homogenität die allgemeine Menschengleichheit auf politischem Gebiete durchführen wollte, würde er der Konsequenz nicht entgegen können, daß er die politische Gleichheit in demselben Maße entwertet, wie er sich der absoluten Menschengleichheit annähert. Und nicht nur das. Es würde auch, ebenfalls in demselben Maße wie vorhin, das Gebiet selbst, also die Politik selbst, entwertet und etwas Gleichgültiges werden.«

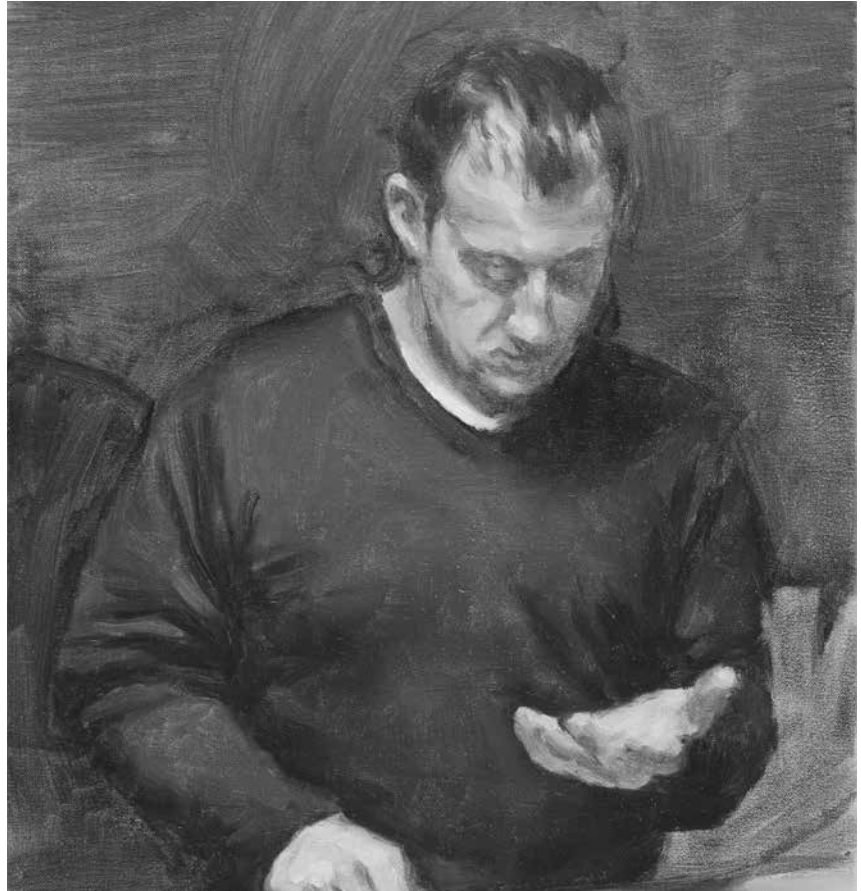
Carl Schmitt: »Der Gegensatz von Parlamentarismus und moderner Massendemokratie«, in: *Hochland*, Jg. 23 (1926), S. 257–290.

»Wenn der Staat ein polyzentrisches weltweites Netz von Praktiken ist, in dem die Individuen als unabhängige Weltbürger agieren und nationale Hoffnungen regelmäßig außerhalb der etablierten Nationalstaaten liegen, dann hat die Regierung die Macht über das Schicksal der Bevölkerung verloren. Wo die Globalisierung als soziale und kulturelle Transformation anerkannt wird, wird auch die grundlegende Notwendigkeit einer Neukonzeptualisierung der Politik unter den neuen Bedingungen sichtbar. Dies wird letztendlich zu einer grundsätzlichen Neubewertung der repräsentativen Demokratie und der nationalstaatlichen Regierung führen.«

Martin Albrow: *Abschied von Nationalstaat. Staat und Gesellschaft im globalen Zeitalter*.

nen, aber nicht notwendigerweise zu Perfektibilität. Luhmann formuliert polemisch in Richtung der Apologeten des sicheren Endsiegs des Guten in der Gesellschaft, »wenn man das Antonym«, d.h. den jeweiligen Minuspol eines Zwei-Seiten-Codes, »vergißt oder verteufelt, bleibt nur die Möglichkeit einer Idealisierung, die dann wenig Verständnis dafür aufbringt, daß die reale Welt so wenig Verständnis aufbringt für die Idealisierung«.

Luhmanns Denken opfert jedoch den Begriff des Staates auf dem Altar der Ausdifferenzierung der Systeme in der fortschreitend sich entwickelnden modernen Semantik. Der Begriff der »Nation« erfüllte eine



Michaël Borremans,
Man Looking Down
at His Hand (2007)

geraume Zeit die Funktion, eine »hochplausible« Antwort auf die Frage des 18. und 19. Jahrhunderts zu geben, wie eigentlich Gesellschaft stabil funktionieren könne. Ihm gelang es, als entfaltetes Paradox nach innen hin Universalität (Gleichheit aller vor dem Gesetz) zu garantieren und nach außen hin partikular zu sein (diesen Staat von anderen zu unterscheiden), Schmitts »Welt der tausend Staaten«. Der Nationbegriff erlaubte »dem Universalismus der Funktionsorientierung Partikularismen regionaler Gemeinschaften als höherwertig entgegensetzen«. An dieser Stelle kommt plötzlich wieder das moderne Individuum normativ ins Spiel, obwohl Luhmann die alteuropäische Subjektsemantik mit ihrem Individualismus des »Menschen« für überholt hält. Das Ende der Nationalstaaten sei gekommen, »das Individuum ist so weit entwickelt, daß es sich national nicht mehr vereinnahmen läßt«, so daß gestrige Plausibilitäten heute notwendige Einsichten blockierten. Luhmann glaubt, man dürfe Identitäten nicht mehr national zurechnen, weil die Höherbewertung des entsprechenden Plus-Pols (plus: eigen/minus: fremd) nicht mehr unreflektiert gültig sein kann. »Identität« laufe nur noch ab, indem man paradox und tautologisch identifiziere.

Allerdings ist das seit eh und je bei jedem System, mithin jeder Rede von Identität überhaupt der Fall gewesen. Beobachtung zweiter Ordnung, also daß sich Systeme selber beim Operieren auf ihre eigene Grenze schauen können, funktioniert immer paradox (Kann man sich beim Beobachten beobachten?) und immer tautologisch (Was sieht das System denn anderes und hält es für mit sich selbst identisch als sich selbst?).

Ganz ähnlich verhält es sich mit der »Komplexität«, einmal als systemfunktionales generelles Konzept verstanden (jedes System ist innen

weniger komplex als seine nicht-systemische und außer-systemische Umwelt, innen kann ein System stets nur seinen eigenen Code anwenden, reduziert dadurch mit anderen Worten die Komplexität der Umwelt, die aus seiner Perspektive völlig überkomplex und ungeordnet »alles andere« ist), und einmal als Spezifikum der funktional ausdifferenzierten Moderne. Diese Doppelrolle des Komplexitätsbegriffs hat Luhmanns Schüler Armin Nassehi in einen veritablen Kategorienfehler umgemünzt. Nassehis Buch *Die letzte Stunde der Wahrheit* basiert über weite Strecken auf der fixen Idee, die Rechte schrecke davor zurück, die Komplexität der Welt sehen zu wollen. Dieser Topos der rechten Komplexitätsreduktion hat es inzwischen ins Feuilleton geschafft, so verglich etwa Alan Posener die Neue Rechte dahingehend mit der 68er-Bewegung, daß beide »die Komplexität reduzieren, einen Gegner haben« wollten. Nassehi hält rechtes Denken für »ein Denken in Konkretionen«, wo in Wirklichkeit Abstraktion geboten sei, er hält die moderne Welt für »digital« und »analoge« Reaktionen darauf für unzulässige Beschreibungen, die noch mit nacktem Finger auf reale Migranten zeigen und sagen: Das sind sie und da sind sie. Was soll man stattdessen sagen? »Der Migrant« sei ein mediales Konstrukt, das schleunigst dekonstruiert gehörte, um auf der Höhe der soziologischen Theorie zu bleiben? Jede politische Reaktion auf Umweltphänomene ist notwendigerweise Komplexitätsreduktion, egal, ob die einen sich von Körpern als Masse bedroht fühlen oder jemand es schafft, zu glauben, daß diese Angstvollen nur »an Gruppen simulieren, man könne das Andere wirklich sehen« (Nassehi). Komplexitätsreduktion ist die Antwort auf eine sonst nicht beherrschbare und übersehbare Fülle unbestimmter Möglichkeiten. Luhmanns Heuristik ist die: Wie ist es überhaupt möglich, daß die totale Kontingenz der Welt bewältigbar gemacht wird?

Sie taugt nun in ihrem Kern eben gerade nicht dazu, die Idee der Komplexitätsreduktion normativ gegen das vermeintlich allzu schlichte Denken der anderen zu wenden. Nassehis Kategorienfehler besteht darin, daß er eine strukturfunktionale Kategorie (Komplexität) normativ am Plus-Pol der Differenz (komplex/unterkomplex) ansiedelt und damit bestimmte Komplexitätsreduktionen als unzulässig vereinfachend oder irreal kategorisiert. Komplexitätsreduktion kann jedoch nie als Norm, sondern immer nur als Form funktionieren. Formen erlauben aber ausschließlich die »Unterscheidung von Konformität und Devianz«, und eben gerade keine »Operationsanweisung«, wie politisch gedacht oder entschieden werden soll im Sinne des Systemerhalts. Eine politische Entscheidung für mehr relative Homogenität ist dann eben keine unterkomplexe Kapitulation vor der digitalen Realität, auch keine »Gefahr«, sondern funktionserhaltende »Devianz«. Politik als System stabilisiert sich permanent selber, indem sie ihre Grenze rekursiv beobachtet, damit sie eben z. B. nicht aus dem Wirtschaftssystem, der Wissenschaft oder dem Massenmedien-system heraus »entschieden wird«.

Der Witz systemtheoretischen Denkens ist jedoch eigentlich der, nicht-normativ Funktionen zu beobachten, statt »kritisch« mit der Theorie in die Praxis zu intervenieren. Systemtheorie ist eine deskriptive Theorie und keine normative Anpassungstherapie. Mehr kann sie nicht leisten, und mehr braucht sie auch nicht zu leisten. Luhmann und Nassehi, ersterer *en passant*, letzterer dezidiert, halten der normativen Drift modernen Denkens nicht ganz stand: Luhmanns Vorbehalt gegen nationale Identität, zu der »das« moderne Individuum als Kollektivsingular anscheinend nicht mehr zu verführen sei wie noch im 19. Jahrhundert, folgert aus dem Sein das Sollen, denn immerhin gibt es empirisch noch genug moderne Individuen, denen das Festhalten an dieser Identität als plausibel und praktikabel erscheint. Nassehi glaubt, sich steigende Komplexität in der modernen Gesellschaft erzeuge »höhere Variabilität und bessere Anpassung an beschleunigte Zeitläufte«, man könne überkommene Lebensformen eben nicht mehr konservieren, denn »dafür ist die Gesellschaft zu plural geworden«. Hier schließt sich der Kreis: Was ist die *natura naturans*, und was ist die *natura naturata*? Die historisch gewordene Natur in Form von Gesellschaft liefert aus sich heraus keinen Maßstab, daß sie so sein solle. »Normen sind kontrafaktische Verhaltenserwartungen«, definiert Luhmann bündig, und denen muß sich per se weder die Welt, noch das Denken, noch die Politik unterwerfen. ■

»Und wenn es gelänge, alle Menschen in jeder Hinsicht gleich zu behandeln? Dann würde die Ungleichheit im Verhältnis von Mensch und Nichtmensch entsprechend zunehmen; und praktisch würde jede die Gesellschaft differenzierende Beziehung zwischen dem Gesellschaftssystem und seiner Umwelt abreißen.«

Niklas Luhmann: »Der Gleichheitssatz als Form und als Norm.«

Literaturhinweise:

Niklas Luhmann: »Der Gleichheitssatz als Form und als Norm«, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie/Archives for Philosophy of Law and Social Philosophy*, Jg. 77, Nr. 4 (1991), S. 435–445;

Alan Posener: »Was Pegida und die 68er gemeinsam haben«, in: *Die Welt* vom 15.5.2016;

Niklas Luhmann: *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1993;

Martin Albrow: *Abschied von Nationalstaat. Staat und Gesellschaft im globalen Zeitalter*, Frankfurt a. M. 1998;

Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, in: *Werke*, Bd. 2, hrsg. von Karl Schlechta, Darmstadt 1962;

Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, 7. Aufl., Berlin 1991;

Armin Nassehi: *Die letzte Stunde der Wahrheit*, Hamburg 2015.

Dissidente Denzkirkel Europas

Von Benedikt Kaiser und Nils Wegner

Während sich im Zuge der europäischen Flüchtlingskrise rechtskonservative Parteien im allgemeinen Aufwind befinden, treten Strategiezirkel und Denkfabriken naturgemäß weniger öffentlich hervor. Nichtsdestoweniger lohnt sich auch in dieser Hinsicht der Blick auf unsere Nachbarn, die in vielen Fällen eigenwillige und innovative Wege gefunden haben, Alternativen zu den bestehenden nationalen und internationalen Systemen zu denken und zu diskutieren. Die folgende Überblicksdarstellung besorgten Benedikt Kaiser (BK) und Nils Wegner (NW) unter Mit Hilfe von Johannes Schüller (JS).

FRANKREICH

Im Windschatten des souveränistisch-patriotischen Front National (FN) um bereits drei Generationen der Familie Le Pen reüssieren kleinere Gruppen der außerparlamentarischen Rechten in gänzlich verschiedener Hinsicht. Während die Identitäre Bewegung – vor allem im Süden des Landes um Philippe Vardon – verstärkt Anschluß an den FN sucht und parlamentarische Partizipation anstrebt, bleibt jenseits der Identitären sowohl im jugendaktivistischen als auch im metapolitischen Bereich einiges in Bewegung. Die relevantesten außerparlamentarischen Jugendgruppen sind derzeit – von rechts nach links – die reaktivierte, traditionsreiche Action française (AF; monarchistisch), die Groupe Union Défense (GUD; nationalistisch) und die Organisation Socialiste Révolutionnaire Européenne (OSRE; linksnationalistisch). Letzte wird von Alain de Benoist unterstützt, der im geistigen Laboratorium namens Frankreich seit Jahrzehnten die prägende Figur ist. Sein intellektuelles Kioskmagazin *éléments* hat mit Beginn des Jahres die Erscheinungsweise von drei- auf zweimonatlich umgestellt; es erscheint bereits im 43. Jahrgang. Geistiges Manna beziehen die französischen Leser der Nouvelle Droite im weiteren aus den – ebenfalls von de Benoist verantworteten – Periodika *Krisis* und *Nouvelle École*. Anders als diese Buchzeitschriften wendet sich *La Nouvelle Revue d'Histoire* explizit an sowohl metapolitisch als auch historisch Interessierte. Gegründet wurde das Hochglanzmagazin von Dominique Venner, der sich im Mai 2013 aus Protest gegen den Niedergang Europas

in Notre-Dame zu Paris erschoss. Anlässlich des ersten Jahrestags der Selbsttötung des Historikers und Schriftstellers wurde 2014 von einigen Weggefährten ein Bildungsinstitut gegründet, das sich der Pflege des Ideenkreises dieses »rebellischen Herzens« verschrieben hat: »Iliade. Institut pour la longue mémoire européenne« lädt seit Mai 2014 jährlich zu einem Kongreß



ins Zentrum der französischen Hauptstadt, zu dem strömungsübergreifend Redner aus ganz Europa eingeladen werden; bis zu 1000 Gäste können verzeichnet werden. Die europäische Ausrichtung ist zentral: Das Iliade-Institut hat sich dem »Wiedererwachen des europäischen Bewußtseins« verschrieben. Es möchte gemäß Eigendarstellung den Reichtum des gemeinsamen europäischen Kulturgutes hervorheben. Dafür werden Tagungen organisiert, Publikationen verbreitet und kulturelle Veranstaltungen ausgerichtet. Das Iliade-Institut ist daher gegenwärtig der zentrale Akteur der intellektuellen französischen Rechten, wobei speziell bei dessen Jahreskongreß ein vielfältiges Milieu – von Radiosendern bis zu Magazinen und Verlagen – seine Projekte einem internationalen Publikum präsentiert. (BK)

ITALIEN

Die patriotischen Bewegungen Italiens schöpfen freizügig aus historischen Beständen. Diese umfassen die sozialrevolutionären Ursprünge des Faschismus vor Benito Mussolinis Machtübernahme 1922, die Avantgarde des italienischen Futurismus, aber auch die nationale Einigungs-

bewegung des Risorgimento der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Den Stellenwert alternativer, ethnopluralistischer Europakonzeptionen in Italien zeigt das Wirken des intellektuell wirkmächtigsten, im weitesten Sinne »rechten« Vordenkers Gabriele Adinolfi: Das von ihm mit ins Leben gerufene Centro Studi Polaris versteht sich als antiglobalistischer und nationalrevolutionärer Zirkel, der politische Strategien und Konzepte nicht für die Lobbygruppen der Wirtschaft, sondern »für die nationale Gemeinschaft Italiens« erarbeiten will. Neben eigenen Studien veröffentlicht das Institut auch die mindestens



einmal jährlich erscheinende Zeitschrift *Polaris*. Intellektuellen Einfluß hat er auf Italiens bedeutendste nonkonforme und neofaschistische Bewegung CasaPound. Diese betreibt in zahlreichen Städten des Landes Zentren, außerdem eigene Modemarken, Bars sowie den sich »Faschisten des dritten Jahrtausends« nennenden AktivistInnen nahestehende Musikgruppen. CasaPound ist aufgrund der Kombination einer klaren weltanschaulichen Haltung mit einem popkulturellen Stil sehr erfolgreich; in Bozen konnte die Bewegung bei den Kommunalwahlen im Mai 2016 mit 6,7 Prozent drei italienische Stadträte entsenden. Im Umfeld von CasaPound entstanden im Laufe der vergangenen Jahre zahlreiche alternative Gruppen, darunter die European Solidarity Front for Syria, die u.a. mit libanesischen und syrischen Exilkreisen kooperiert, das Künstlerkollektiv Circolo Futurista sowie die ethnopluralistisch ausgerichtete Organisation Comunità Solidarista Popoli Onlus. Letztere unterstützt in ihrer Existenz und Identität bedrohte Volksgruppen durch Hilfslieferungen und Zusammenarbeit vor Ort – darunter auch die im Kosovo verbliebenen Serben sowie die Minderheit der Karen in Burma. Unabhängig von CasaPound wurde im Umfeld der einst separatistisch, jetzt national ausgerichteten erfolgreichen Partei Lega Nord in Mailand der Thinktank Il Talebano (dt. »Der Taliban«) gegründet, der eigene Konferenzen veranstaltet und unter www.iltalebano.com ein Onlinemagazin betreibt. (JS)

GROSSBRITANNIEN

2001 formierte sich mit der Conservative Democratic Alliance eine Abspaltung von der seit 1961 bestehenden konservativen Lobbyorganisation Monday Club. Zum Gründungsvorstand ge-

hörte neben dem Initiator Michael Keith Smith insbesondere der nationalistische Querdenker und Künstler Jonathan Bowden.

Bowden hatte seit 1992 dem »konservativ-revolutionären« Revolutionary Conservative Caucus vorgestanden, mit dem innerhalb der als zu pragmatisch empfundenen Conservative Party eine starke rechte Position bezogen und kommuniziert sowie »abstraktes Denken in die Tiefenstruktur der Partei« eingeführt werden sollte. Vor allem aufgrund Bowdens, der die Maximen seiner Gruppe mit »nationale Souveränität, europäische Kultur, Männlichkeit, schonungsloser Elitismus und ethnische Reinheit« umriß, blieb der Caucus lediglich eine Splittergruppe. Die von 1993 bis 2006 aus seinem Umfeld herausgegebene Theoriezeitschrift *Right Now!* entfaltete mit diversen Autoren der kontinentaleuropäischen Neuen Rechten sowie prominenten Beiträgern wie Patrick Buchanan, J. Philippe Rushton, Samuel Francis und Roger Scruton jedoch eine enorme Wirkung innerhalb des englischsprachigen rechtsintellektuellen Milieus.

Die Conservative Democratic Alliance wandte sich gegen die Amerikanisierung Großbritanniens und die dahinterstehende Ideologie der freien Marktwirtschaft. 2002 sorgte sie für landesweites Aufsehen, als der *Daily Telegraph* einen offenen Brief der Organisation an die Conservative Party veröffentlichte, in dem »Folz, doppeltes Spiel, Arroganz, Inkompetenz, Europhilie, Gleichgültigkeit« geißelt wurden. Die Gruppe betrieb auch aktive Oppositionsarbeit innerhalb der Partei bis hin zu demonstrativen Gegenkandidaturen.

Nach einem Stimmungsumschlag Michael K. Smiths, der seinen Widerstand gegen die Parteilinie mit sofortiger Wirkung einstellte, löste sich die Alliance 2008 auf und wurde umgehend von der Nachfolgeorganisation Traditional Britain Group beerbt, die bis heute einen regen Tagungs- und Publikationsbetrieb an den Tag legt. Ihre politische Agenda lehnt sich eng an die Neue Rechte auf dem Kontinent an, wiewohl anglophonen Referenten und Autoren stets der Vorzug gegeben wird. (NW)

UNGARN

Während in Ungarn die führende, sich selbst als »konservativ« definierende Denkfabrik Századvég Alapítvány (»Jahrhundertwende-Stiftung«) einen stark liberalismuslastigen, transatlantischen und EU-freundlichen Kurs fährt, hat der schwere Vertrauensverlust, den Ministerpräsident Viktor Orbán infolge der Indiskretion eines seiner Fürsprecher Anfang 2015 beim Wahlvolk hinnehmen mußte, zu einem deutlichen Erstarken rechter metapolitischer Arbeit abseits der nationalkonservativen Regierungspartei Fidesz geführt. Der Politologe und strategische Direktor der Századvég, Gábor G. Fodor, hatte in einem Interview mit der Wochenzeitung *Magyar Narancs* freimütig ausgeplaudert, daß es sich bei der bürgerlich-wertkonservativen, auf Gott, Nation und Familie fokussierten Agenda (»polgári

Magyarország«) des Ministerpräsidenten lediglich um ein sorgfältig formuliertes Lippenbekenntnis handele, um das Wählerpotential der Mittelschicht abzuschöpfen.



Unter den in der Folge von entsetzten Rechten, die in Orbán einen Vertreter ihrer Interessen gesehen hatten, gegründeten dissidenten Intellektuellenzirkeln nimmt die der Partei Jobbik nahestehende Konzervatív Hallgatók Szövetsége («Allianz konservativer Studenten») eine hervorgehobene Stellung ein. Erst zum Jahresbeginn 2016 gegründet, zählt die Organisation bereits mehrere Hundert Mitglieder und ist an allen ungarischen Hochschulen vertreten. Dort tritt sie der universitären Subversion durch sozialistische und anarchistische Studentengruppen entgegen und verfißt eine Rückbesinnung auf nationale, konservative und christliche Maximen in der Hochschulbildung. Zu diesem Zweck findet ein reger Seminar- und Schulungsbetrieb statt, der stark von der europäischen Neuen Rechten und ihrer metapolitischen Perspektive inspiriert ist.

Die Nähe zu Jobbik ist insoweit sinnfällig, als die Partei – deren Wählerschaft überdurchschnittlich hoch gebildet ist – 2003 selbst aus einem antikommunistischen Studentenbündnis heraus entstand und besonders in ihrer Führungsriege stark vom integralen Traditionalismus Julius Evolas und René Guenons geprägt ist. Eine Auswahl von Schriften Evolas erschien 2012 unter dem Titel *Jobboldali fiatalok kézikönyve* («Handbuch der nationalistischen Jugend») im Szeneverlag Kvintesszencia Kiadó; die Einführung stammte aus der Feder des Jobbik-Vorsitzenden Gábor Vona. Der Verlag gibt auch die »ungarische Sezession«, das metapolitische Theorieorgan *Magyar Hüperión*, heraus. (NW)

ÖSTERREICH

Die Freiheitliche Partei ist tonangebend: Sie kann sich in Wahlumfragen nicht nur seit Monaten als stärkste Kraft behaupten, sondern bestimmt – wesentlich stärker als patriotische Kräfte vergleichsweise in Deutschland – die öffentliche Debatte. Das Meinungsklima richtet sich jedoch auch in Österreich vor allem bei Prominenz und politischen Eliten betont gegen die FPÖ. Zuletzt wurde dies bei der sehr knapp zum Nachteil der Freiheitlichen ausgegangenen Stichwahl zum Bundespräsidenten im Mai deutlich.

Im Zuge der illegalen Masseneinwanderung wächst unter den Österreichern das Mißtrauen gegenüber etablierten Medien und Politik aber spürbar. Hinzu kommt, daß die FPÖ bzw. das national-freiheitliche »dritte« Lager über zahlreiche Vorfeldorganisationen verfügt. Dazu zählen unter anderem der Freiheitliche Akademikerverband, der Ring Freiheitlicher Jugend sowie die Freiheitliche Bauernschaft Österreichs. Das »FPÖ-Bildungsinstitut« bietet neben Seminaren zu Rhetorik und Gemeindefarbeit auch Veranstaltungen zu weltanschaulicher Grundlagenarbeit an. Der 2012 in Oberösterreich wiedergegründete Freiheitliche Arbeitskreis Attersee gibt unter anderem zuwanderungs- und EU-kritische Schriften heraus; im Rahmen des quartalsweise erscheinenden *Attersee.Report* werden umfangreiche politische Studien und Umfragen veröffentlicht. Eine wichtige Rolle spielen die zahlreichen Schüler- und Studentenverbindungen, deren politisch aktive Mitglieder meist in der FPÖ organisiert sind. Durch das gegenüber Deutschland weitaus aktivere Verbindungswesen werden zugleich politische Vorarbeit und Vernetzung geleistet. Außerhalb des freiheitlichen Umfelds formieren sich – neben der medial sehr präsenten Identitären Bewegung – alternative Zirkel um Zeitschriften. Zu nennen sind insbe-



sondere die quartalsweise erscheinende Grazer *Neue Ordnung*, die regelmäßig Veranstaltungen durchführt und sich auf Geschichte im allgemeinen sowie auf Ideenpolitik und religiöse Fragen im besonderen spezialisiert hat, ferner die junge geopolitische Zeitschrift *Info-DIREKT* aus Linz, die zweimonatlich erscheint. (JS)

SKANDINAVIEN

Die in Göteborg ansässige Denkfabrik Motpol wurde im Mai 2006 vom schwedischen Unternehmer und politischen Publizisten Daniel Friberg gegründet. Der Name läßt sich mit »Gegenpol« übersetzen; demgemäß ist es das Ziel des Zirkels, dem stromlinienförmigen öffentlichen Diskurs in Schweden und Europa eine geistig anspruchsvolle Alternative von rechts entgegenzusetzen und Diskussionsforum zum Austausch unter widerständigen Geistern zu sein – »gegen Liberalismus, Nihilismus und Dekadenz«. Zu diesem Zweck findet ein reger Theorieimport insbesondere aus der französischen Nouvelle Droite statt, deren Protagonisten – wie Alain

de Benoist oder Guillaume Faye – über den mit Motpol assoziierten, »antimodernistischen« Arktos-Verlag für das schwedische und internationale Publikum erschlossen werden. Darüber hinaus reicht die thematische Bandbreite vom integralen Traditionalismus Julius Evolas über kulturpessimistische Belletristik und die Werke Oswald Spenglers bis hin zum radikalen finnischen Tiefenökologen Pentti Linkola.

IDENTITET & REAKTION

Motpol i urval 2006–2016

Neben publizistischer Arbeit und der Pflege eines internationalen rechtsintellektuellen Netzwerks, wozu auch das von etlichen Köpfen der weltweiten rechten Netzpublizistik mitgetragene, multimediale Internetprojekt RightOn.net (Motto: »Wir setzen die Aktion in »Reaktion«) dient, richtet Motpol in Stockholm seit 2009 die jährliche Konferenz »Identitär Idé« (»Identitärer Geist«) aus. Dort werden Fragen nach authentischem Konservatismus, europäischer Identität und Alternativen zur globalistischen Welt des »Einen Marktes« debattiert. Auf der metapolitischen Tagesveranstaltung, die die größte ihrer Art in ganz Skandinavien darstellt und weitgehend konkurrenzlos ist, sprachen bereits renommierte Gäste wie der paläokonservative US-Professor Paul Gottfried, der kanadisch-australische Verfassungsjurist Prof. Andrew Fraser, der französische Multiaktivist Philippe Vardon, der russische »postmoderne Antimodernist« Alexander Dugin, Alex Kurtagić und Manuel Ochsenreiter. (NW)

BALKAN

Ein halbes Jahrhundert kommunistischer Diktatur hat die meisten konservativen und nationalistischen Traditionen der südosteuropäischen Staaten abgetrennt. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks haben sich neue, intellektuelle Dissidenzbewegungen nur sehr zögerlich etabliert und befinden sich zumeist noch in der Aufbauphase. Eine Ausnahme bildet die älteste kroatische »NGO«, der 1842 in Zagreb von Graf Janko Drašković gegründete Kulturverein Matica Hrvatska. Er bildete das Zentrum der kroatischen Nationalbewegung im 19. Jahrhundert sowie zwischen den Weltkriegen und wurde erst 1972 im Zuge der Unterdrückung des »Kroatischen Frühlings« verboten; dabei spielte vor allem das Engagement für die kroatische Nationalsprache eine Rolle. In den 1990ern wieder aufgebaut, zählt die Organisation heute rund 4000 Mitglieder und verfügt über mehr als 120 lokale Niederlassungen. Sie verlegt mehrere Hundert

Bücher im Jahr und gibt drei Zeitschriften heraus, darunter das führende kroatische Kulturorgan *Vijenac*. Prominentestes Mitglied der Matica Hrvatska war der spätere erste Präsident des freien Kroatien Franjo Tuđman.

2012 gründete sich in Kroatien außerdem die Jugendorganisation Obnova (»Erneuerung«), die eine »kulturelle, ethische und politische Erneuerung der kroatischen Gesellschaft« anstrebt. Sie hat um die 100 Mitglieder, zumeist Studenten, organisiert in unregelmäßigen Abständen öffentliche Diskussionsveranstaltungen und publiziert eine gleichnamige Halbjahreszeitschrift, die sich sozialen und politischen Themenschwerpunkten wie kultureller Hegemonie oder geopolitischen Alternativen auf theoretischem Wege nähert.



Einen ähnlichen Zusammenschluß gibt es seit Oktober 2015 auch in Bulgarien: Der nationalkonservative Verein Otechestvo (»Vaterland«) wurde ebenfalls von Studenten und anderen Jugendlichen gegründet und veranstaltet bislang vor allem gemeinschaftliche Unternehmungen – Fahrten zu Kulturveranstaltungen, Wanderungen etc. –, die den Mitgliedern das kulturelle Erbe ihres Landes nahebringen sollen.

Nennenswert ist außerdem das »neurechte« serbische Onlinemagazin *Novipolis*, dessen Mitarbeiterstamm aus mehr als 60 Schriftstellern, Akademikern und Künstlern besteht. (NW)

POLEN

In Polen ist die politische Landschaft auch auf der Rechten historisch von einer Abneigung gegenüber Deutschland und Rußland gekennzeichnet. Die aktuelle Regierung der rechtskonservativen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) äußert sich zwar EU- und islamkritisch, unterstützt aber andererseits die Präsenz der USA in Europa. Zudem herrscht in Polen in diesen Tagen geradezu eine antirussische Hysterie, die dazu führte, daß Mitte Mai der Vorsitzende der kleinen linkspatriotischen und prorussischen Partei Zmiana (»Wechsel«), Dr. Mateusz Piskorski, vom polnischen Inlandsgeheimdienst verhaftet wurde und seitdem im Gefängnis auf seinen Prozeß wegen angeblicher Spionagetätigkeit wartet. Die polnische PiS-Regierung – aber auch die liberale Vorgängerregierung – sah in Piskorskis US-kritischer und pro-europäischer geopolitischer Arbeit stets ein großes Ärgernis.

Piskorski leitet in Warschau das Europäische Zentrum für Geopolitische Analysen, gleichzeitig ist er stellvertretender Direktor des Deutschen Zentrums für Eurasische Studien in Berlin. Die Arbeit des Warschauer (und auch des Berliner) Thinktank beschränkt sich nicht nur auf Analysen und theoretische Arbeit. Piskorski wurde bekannt durch seine »praktische Geopo-



litik« – Organisation von internationalen Wahlbeobachtungen (Krim-Referendum 2014, Wahlen im Donbass 2014) sowie sogenannte »Fact Finding Missions« in Kriegs- und Krisengebieten. Er kritisiert dabei immer die destruktive Rolle der US-Politik und setzt sich für ein unabhängiges Europa ein. (BK)

RUSSLAND

In Rußland gilt die Denkfabrik Katehon als eine der derzeit interessantesten Einrichtungen mit konservativer Schlagseite. Gegründet wurde Katehon vom tiefreligiösen russisch-orthodoxen Oligarchen Konstantin Malofeew, der heute auch Direktor des russischen Thinktanks ist. Bei Katehon forschen und arbeiten Experten für Geopolitik und Geostrategie, auf der Netzseite katehon.com gibt es Analysen insbesondere zu tagespolitischen Themen.

In der politischen Ausrichtung erkennt man klar die Handschrift des russischen Geopolitikexperten und Philosophen Prof. Alexander Dugin, der ebenfalls dem Expertenrat von Katehon angehört. Mit besonderem Interesse verfolgt man in der Denkfabrik die euroskeptischen Parteien und Organisationen innerhalb der EU, verschiedene regierungskritische US-Organisationen sowie die Ereignisse in Südamerika und in Afrika. Katehon bewirbt das Konzept der »multipolaren Welt« und richtet sich gegen die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen US-Hegemonialbestrebungen. Dabei läßt sich die Arbeit von Katehon weder als »rechts« noch als »links« bezeichnen. Besonderes Augenmerk wird auch auf den Nahen und Mittleren Osten gelegt. Katehon-Analysten und -Experten besuchen regelmäßig Syrien und den Iran zum politischen Meinungsaustausch.

In der Denkfabrik arbeiten neben Malofeew und Dugin auch noch andere prominente russische Denker, Politiker und Diplomaten mit, darunter Senator Andrey Klimov, stellvertretender Vorsitzender des Komitees für Außenpolitik beim Russischen Föderationsrat, und Dr. Leonid Reschetnikow, früherer ranghoher sowjetischer und russischer Geheimdienstoffizier und heute Präsident des Russischen Instituts für Strategische Analysen (RISS). Zu den deutschen Mitarbeitern von Katehon zählt der Chefredakteur des Deutschen Nachrichtenmagazins ZUERST! und Direktor des Anfang 2016 in Berlin gegründeten Deutschen Zentrums für Eurasische Studien, Manuel Ochsenreiter.

Der russische Politikwissenschaftler Leonid Sawin, der ebenfalls bei Katehon mitarbeitet, ist Chefredakteur der Zeitschrift *Geopolitika*, die regelmäßig geopolitische Analysen publiziert. Auch *Geopolitika* bewirbt das Konzept einer multipolaren Weltordnung, Sawin gilt zudem als ausgewiesener Experte für Lateinamerika und Kuba. Auch hier zeigt sich, daß die Kriterien von »rechts« und »links« nicht zutreffen. Die Rolle sozialistischer Bewegungen wird ebenso positiv bewertet wie die von konservativen und rechten Euroskeptikern. Die Klammer ist die Kritik gegenüber den USA und der EU.



Das bereits erwähnte RISS von Leonid Reschetnikow, das 2009 durch ein Dekret des russischen Präsidenten Wladimir Putin gegründet wurde, spielt unter den russischen Denkfabriken ebenfalls eine wichtige Rolle – nicht zuletzt durch die Personalie Reschetnikow. Der Generalleutnant im Ruhestand arbeitete von 1976 bis 2009 zunächst im sowjetischen, dann im russischen Auslandsgeheimdienst und leitete dort zuletzt die Analyseabteilung. Die Aufgabe des RISS ist, Expertisen zu außenpolitischen Themen zu erstellen und diese dem Präsidenten der Russischen Föderation, der Duma und den Ministerien zur Unterstützung ihrer Arbeit zur Verfügung zu stellen. Das RISS unterhält lokale Zentren in Simferopol (Krim), Königsberg, Rostow am Don, Kazan, Jekaterinburg, Archangelsk, Tscheljabinsk und Wladiwostok. Zudem gibt es Außenstellen in Polen, Finnland, Frankreich und Serbien. Zusätzlich betreibt das RISS ein Analysezentrum in Transnistrien (östlicher Teil Moldawiens, der sich Anfang der 1990er für unabhängig erklärt hat). (BK)

Autoren dieses Heftes

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.

Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen, Wien 2013

Dr. Marc Jongen, 1968, promovierter Philosoph, seit 2013 Mitglied in der AfD und dort Stellvertretender Sprecher und Programmkoordinator der AfD Baden-Württemberg.

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.

Phänomen Inselfaschismus, Kiel 2013

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin.

Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

(Hrsg.): *Deutsche Orte*, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2014

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten, Schnellroda 2014;

Ich bin nicht Charlie. Meinungsfreiheit nach dem Terror, Schnellroda 2015

Dr. Frank Lisson, 1970, ist freier Autor und schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

Homo Creator. Das Wesen der Technik, Schnellroda 2014

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Dr. Michael Rieger, 1972, ist Literaturwissenschaftler und freier Publizist; er lehrt an der Universität Hamburg.

»Man reist ja nicht, um anzukommen ...« – *Schriftsteller auf Reisen*, Darmstadt 2011

Max Seidel, 1976, kommt – wie Martin Mosebach – von Frankfurt nicht recht los, hat dort Literatur- und Theaterwissenschaften studiert und arbeitet als Kommunikationsdesigner in einer großen Bank.

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin, Dipl. Expert in Gifted Education, Mutter dreier Söhne und arbeitet derzeit als Köchin. Außerdem bloggt sie unter fauxelle.wordpress.com.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios sowie das Institut für Staatspolitik.

Die deutsche Geschichte geht weiter ... Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren, Berlin 2015

Konrad Weiß, 1977, ist Verlagsmitarbeiter (Karolinger Wien) sowie selbstständiger Kommunikationsberater und Übersetzer.

E.M. Cioran: *Notizen 1957–1972*, Wien 2015 (Übersetzung)

Marcel Aymé: *Der intellektuelle Komfort*, Wien 2013 (Übersetzung und Herausgeberschaft)

Walter Hoeres, Katholik

von Michael Rieger

Der am 14. Januar 2016 verstorbene Walter Hoeres war einer der profiliertesten Repräsentanten des traditionalistischen Katholizismus im deutschsprachigen Raum. Seine Beiträge in den entsprechenden Publikationen, in *Theologisches*, in der *Kirchlichen Umschau*, der *Una Voce Korrespondenz* oder *Civitas* zählten zum Besten, um den Verfall der Tradition und des kirchlichen Lebens zu analysieren und zu kommentieren. Kurz vor seinem Tod sprach Hoeres von den »düsteren, ja man möchte fast sagen dämonischen Zügen unserer Zeit« (*Theologisches*, Januar/Februar 2016); und obwohl der »Abschied von Gottes heiliger Majestät« längst vollzogen war, hoffte Hoeres doch, »daß allen in der heiligen Kirche wieder die Gabe der Ehrfurcht« zuteil werde, um Gottes »Gebote gegenüber dieser gottverlassenen Welt mutig und ohne falsche Zugeständnisse zu verteidigen«.

Die biographischen Stationen sind schnell referiert. Hoeres war gerade einmal 23 Jahre alt, als er 1951 in Frankfurt bei niemand anderem als Theodor W. Adorno über »Rationalität und Gegebenheit in Husserls Phänomenologie« promoviert wurde. Während er Frankfurt zeitweilig treu blieb, verband ihn bald immer weniger mit Adorno: Fünf Jahrzehnte später widmete Hoeres seinem Doktorvater ein respektvolles Kapitel in dem Buch *Heimatlose Vernunft – Denker der Neuzeit im Ringen um Gott und die Welt* (2005), das erwartungsgemäß kritisch auslautet und Adorno vor allem dessen »Verbeugung vor dem Materialismus« ankreidet. Seit 1954 verheiratet, war Hoeres Vater von drei Kindern. Nach in Salzburg erfolgter Habilitation war Hoeres von 1961 bis 1993 Professor für Philosophie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Die Scholastik insgesamt, Duns Scotus und vor allem Thomas von Aquin bildeten das Zentrum seines Denkens, hier fand Hoeres gültige Anknüpfungspunkte für die eigene Zeit, und zwar mit weitestreichender Bedeutung. Denn indem die thomistische Philosophie nicht zuletzt »einen einzigen gigantischen Kommentar zu Plato und Aristoteles unter christlichen Vorzeichen« darstellt, wird »jene tiefe Entsprechungsbeziehung« zwischen den beiden griechischen Philosophen und dem Christentum sichtbar, die nichts weniger als »die Einheit der abendländi-

schen Weltanschauung begründet hat«, weshalb die Kirche die Lehre des Thomas nicht zufällig »immer wieder als verbindlich« vorgeschrieben hat. Am ehesten wird man Walter Hoeres daher mit einem anderen Philosophen assoziieren dürfen, der ebenfalls in der Spur des Thomas von Aquin weitergegangen ist, mit Josef Pieper (1904–1997).

Die äußerlich unspektakuläre Professoren-Vita war durch geistige Kämpfe geprägt, wovon zahlreiche Aufsätze, Rundfunksendungen, Vorträge und mehr als 20 Bücher zeugen. Dabei war es das Jahr 1969, das Hoeres über die akademische Philosophie und die zeitkritische Publizistik hinaustrieb. Das Zweite Vatikanische Konzil war 1965 zu Ende gegangen, die katholische Welt war in die Phase der »nachkonziliaren Krise« voller Verwirrung und Konflikte eingetreten, wobei die Liturgiereform und der »Kahlschlag der Kirchen« nur die Spitze des Eisbergs bildeten. 1969 gründeten Hoeres, sein Freund Pfarrer Hans Milch (1924–1987) und der Oberstudienrat Fritz Feuling daher die »Bewegung für Kirche und Papst«, die als Moment des »Widerstands gegen die innerkirchliche Selbsterstörung« keineswegs allein auf weiter Flur stand: 1969 rief Erzbischof Marcel Lefebvre die Priesterbruderschaft St. Pius X. ins Leben, zuvor hatte sich schon die Una-Voce-Föderation gegründet, womit stellvertretend nur zwei weitere Organisationen dieser Jahre mit je eigenen, doch verwandten konservativen Ansätzen genannt wären. So wundert es nicht, daß Walter Hoeres mit der Piusbruderschaft sympathisierte und auch an ihrem Zaitzkofener Priesterseminar Philosophie lehrte – aber nur bis 1988, denn in diesem Jahr weihte Marcel Lefebvre gegen die Weisung des Papstes vier Bischöfe, was schließlich Lefebvres Exkommunikation nach sich zog. Bei aller Sympathie folgte Walter Hoeres diesem Pfad nicht, so wenig, wie jene Piusbrüder, die das Handeln Lefebvres verurteilten, um ihre eigene Bruderschaft, die papsttreue Priesterbruderschaft Sankt Petrus, zu gründen. Hier konnte Walter Hoeres mitgehen und lehrte bis 2014 am Priesterseminar der Petrus-Brüder in Wigratzbad. Bei allen Differenzen verband ihn weiter das gemeinsame Anliegen mit der Piusbruderschaft, und es ist kein Zufall, daß Hoeres von

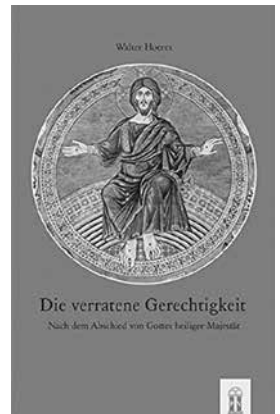
Pater Franz Schmidberger beerdigt wurde, dem Leiter des Priesterseminars der Piusbrüder.

Öffentliches Engagement und philosophische Arbeit gingen Hand in Hand. Als Walter Hoeres den »Aufstand gegen die Ewigkeit Gottes« und die Abkehr von den traditionellen Formen der Kirche dechiffrierte, war ihm klar, daß diese Krise nicht »aus purem Mutwillen provoziert« wurde, sondern einem Weltbild folgte, das »sich radikal von der altvertrauten christlich-abendländischen Weltanschauung« unterschied. Die philosophische Kritik war also notwendiger Ausdruck, um den Zeitgeist entschleiern zu können. In diesem Sinne betonte Hoeres, wie sehr der konservative, platonisch-christliche Blick auf die Welt »den Schwerpunkt auf das bleibende Wesen der Dinge und die bleibende, unvergängliche Wahrheit« lege – während der Zeit-

wieder das Geheimnis der Wirklichkeit und das in einer anschaulichen und in ihrer Art evidenten Erfahrung«.

Als letztes, postum erschienenenes Buch verdient *Die verratene Gerechtigkeit. Nach dem Abschied von Gottes heiliger Majestät* besondere Aufmerksamkeit als systematische Zusammenführung zentraler Themen, die in Aufsätzen schon angeklungen waren.

50 Jahre nach dem Konzil zieht Hoeres Bilanz. Sie fällt niederschmetternd aus. Die Kirche hat vor der Welt und ihrem Relativismus kapituliert. Von dem Bild des gerechten Gottes ist nur eine Karikatur übriggeblieben, der liebe Opa, der alles versteht und verzeiht und somit auch alles gutheißt, was die Menschen treiben. »Sünde« und »Buße« treten kaum mehr in den Horizont der Wahrnehmung, weshalb auch das Sa-



geist den Platonismus beiseitegeschoben hat und einen »ruhelos hektischen Umgang« mit Dingen und Menschen pflegt, dem permanente Veränderung und Fortschritt einfach alles sind. Dabei amüsierte es Hoeres durchaus, wie jene »Progressisten« dem Fortschritt hinterherhechelten, der bei ihren eigenen Säulenheiligen, unter denen Adorno einen prominenten Platz einnahm, längst ad absurdum geführt war.

Walter Hoeres hat wichtige Bücher verfaßt, von denen die *Heimatlose Vernunft* bereits erwähnt wurde. Wer immer sich mit Thomas von Aquin beschäftigt, wird auf *Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie. Thomas von Aquin zwischen Rahner und Kant* (2001) und auf *Die Sehnsucht nach der Anschauung Gottes. Thomas von Aquin und Duns Scotus im Gespräch über Natur und Gnade* (2015) stoßen. Mit dem für ihn eher ungewöhnlichen Titel *Der Weg der Anschauung. Landschaft zwischen Ästhetik und Metaphysik* (2004) reihte sich Hoeres in die Autorenriege der *Grauen Edition* ein, hier steht sein Werk würdig neben Gerd-Klaus Kaltenbrunners *Dionysius vom Areopag*. Dieser Weg der Anschauung ist vor allem eine Studie über den »Anschauungs- und Hinnahmecharakter aller Erkenntnis« und eine Auseinandersetzung mit Heidegger, die in diesem Rahmen nicht skizziert werden kann. Gegen Heideggers Ansatz einer Überwindung der Metaphysik argumentiert Hoeres, »daß die Metaphysik nicht erlöschen kann. Denn selbst der konsequenteste Agnostiker, Positivist oder Skeptiker entdeckt immer

krament der Beichte als »verloren« gelten muß. Viele Bischöfe reden den Absurditäten des Zeitgeistes das Wort, während sich mancher Theologe abmüht, die Tradition zu zerlegen. So zitiert Hoeres den Titel eines Aufsatzes des Wiener Bibelwissenschaftlers Jacob Kremer »Was Jesus eigentlich wollte und heute will« und reagiert ironisch amüsiert: »Als seien wir nach zweitausend Jahren nun endlich so weit, mit Hilfe des Arsenal moderner philologischer Methodik zu ermitteln, was Jesus eigentlich wollte!«

Vor allem wurden Schrift und Tradition relativiert zugunsten einer fragwürdigen Instanz, die nun den Maßstab dafür abgibt, was richtig und falsch ist: die gesellschaftliche Realität. Aber diese Realität will weder etwas wissen von den Aposteln noch von den Kirchenvätern, sie hat sich »radikal von den Wahrheiten der göttlichen Offenbarung entfernt« und erntet »heute die ganzen bitteren Früchte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts«. Sich dieser Welt anzubiedern, muß weiterhin zur Selbstzerstörung führen. Daher erinnert Hoeres im letzten Kapitel seines Buchs an das »Juwel der abendländischen Philosophie«, an das Naturrecht. Während Antike und Mittelalter »mit großer Selbstverständlichkeit an der Existenz eines solchen Naturrechtes als letzter Norm allen gesetzten, positiven Rechtes« festhielten, wird es in der Moderne als antiquiert verworfen und auch in der Kirche zunehmend ad acta gelegt. Gerade hier sieht Hoeres jene ordnungsstiftende Kraft, die uns heute so dringend fehlt. ■

Jean Raspails Patagonismus: Das königliche Spiel

von Konrad Weiß

14. Juli, um die Jahrtausendwende, Ostfrankreich. Zum letzten Mal paradiert ihr altes Kürassierregiment am Nationalfeiertag durch die Straßen der Großstadt. Vom Kommandofahrzeug bis zum letzten Panzer der langen Kolonne weht die Trikolore: Blau-Weiß- ... Grün, horizontal. Kurz vor seiner Abwicklung im Zuge jener allmählichen der Streitkräfte der République française bekundet das Regiment öffentlich und geschlossen seinen »Übertritt« zur Armee des imaginären Königreichs Patagonien und seiner Majestät Orelie-Antoine I., dem seit über 100 Jahren toten König eines Reichs, das er selbst nie zum Leben erwecken konnte. Heute aber lebt und gedeiht es, »irgendwo südlich des britischen Humors und nördlich der Poesie«.

Dahinter steckt Jean Raspail. Im Mittelpunkt seiner bekanntesten Romane stehen chevalereske Kämpfer für verlorene Sachen. Raspail aber sagt zu seinen Anfängen, es wären weniger diese »als die verlorenen kleinen Völker, die ich seit meiner Kindheit im Kopf habe«. Der daraus resultierende Fluß seines Werks mündete letztlich in den »Patagonismus«; die Expedition zu dessen Quellen aber beginnt, um dem stets gegen den Strom rudern den Autor zu entsprechen, an der Mündung.

Im Delta spielen heute die Boote Tausender Patagonier das »Spiel des Königs«, vereint durch eine Haltung von »Zärtlichkeit, Ironie, Stolz und Melancholie«, die sich schon in der steigenden Flut von Ansuchen um die Staatsbürgerschaft an die Pariser *chancellerie* findet, vom Generalkonsul Raspail persönlich per Dekret samt Unterschrift verliehen. Zum leitmotivischen Vierklang gesellen sich Abenteuerlust und Fernweh, bezeugt durch den steten Strom von Bildberichten, die Wahlpatagonier und ihre Trikolore auf den Spitzen der Anden und des Himalaya, gotischer Kathedralen oder tokyoter Glastürme zeigen, am Grab Chateaubriands, der Sahara, Vendée – und natürlich am Kap Hoorn. Auch das Netz der Amtsträger und Institutionen des Königreichs erstreckt sich bis jenseits aller Meere und auf alle Wissensgebiete: Vizekonsul Constantin de Slizewicz führt, mit Jurisdiktion über das Tibetische Königreich, die Geschäfte in China, ein Schweizergardist im Vatikan, unzählige weitere von Singapur bis Spitzbergen, von Madagaskar bis Tadschikistan. Manche stehen allein auf ihrem Posten, andere, in einigen *départements*, an der Spitze von hunderten *patagons*, denen sich auch außerhalb des diplomatischen Corps ehrenvolle Betätigungsfelder bieten: etwa in der »Königlich-patagonischen Gesellschaft für medizinische Bildgebungsverfahren«, dem »patagonischen Komitee zur Verteidigung und Dokumentation der händischen Hochsee-Harpunenfischerei« oder als »königlicher Konsulent in Nuklearangelegenheiten«.

Bei aller augenzwinkernder Spielerei segeln auch diese kleinen, oft von ganzen Familien bemannten fidelere Kähne unter demselben Wind wie die schwereren Einheiten der Flotte, denn, so Raspail: »Das Spiel erlaubt es, zwischen Traum und Realität unzählige Empfindungen zu le-

»An unseren materialistischen Küsten starb eine Welle. Lautlos, kraftlos, denn sie kam aus großer Ferne. Ich hielt sie noch kurz in der hohlen Hand. Dann entglitt sie mir und nichts blieb von ihr über.«

Jean Raspail: *La hache des steppes*, Paris 2016, S. 246.

Alle Randbemerkungen
übersetzt von Konrad Weiß

»Raspail steht in der langen Tradition von Autoren, die zugleich populär und von einem glühenden Verehrerkreis bewundert sind, der seine Werke nicht nur liest, sondern lebt. Als ob es ihm gelungen wäre, seinen Lesern die Fackel weiterzureichen, eine Art gemeinsame Vorstellungswelt geistiger und empfindungsmäßiger Übereinstimmung, zusammenzufassen unter dem Titel Königreich Patagonien.«

Philippe Hensen, auf:
jeanraspail.free.fr



Siegel des Königreichs Araukanien und Patagonien nach Orelie-Antoine I.

ben, die sich in unserer Zeit sonst längst in den Untergrund und die Wälder zurückgezogen haben. Hinter dem Kinderkram das Wesentliche: Jedem ist ein verborgener Winkel der Seele, ein unausgesprochener Winkel des Herzens.« Der fast surrealen Entlegenheit der Reichsgründungsidee Antoines entspricht die reale Entlegenheit des Archipels im Süden Patagoniens, menschenleer, eisig, sturmtumtost – und trotzdem: Sehnsuchtsort; und den »verborgenen Winkeln des Herzens und der Seele« dieser verborgene Winkel der Welt, in dem sich zu verlieren oder (wieder) zu finden so viele Schriftsteller ersehnten: »Ich habe alle meine Wetten verloren, es bleibt nur noch Patagonien; Patagonien, das allein meiner unermesslichen Traurigkeit entspricht«, schreibt Blaise Cendrars, und Pablo Neruda: »Ich nehme meinen Abschied, ich kehre heim, in meinen Träumen – ich kehre heim nach Patagonien.« Weniger bekannt, aber noch prägnanter Alexandre Vialatte: »Der Mensch sollte nur im Angesicht von Meeren oder Strömen leben, auf Bergen oder in der Wüste. In Patagonien. Statt dessen mietet er sich ein, in den Zinshäusern von Massy-Palaiseau.«

Während diese eine bloß metaphorische Sehnsucht nach patagonischen Gewässern ausdrücken, gehen illustre Linienschiffe der französischen Literatur – in deren Pantheon, der Académie française, vereint – an der Mündung der bekennenden Patagonier Raspails vor Anker: Johannes Paul des II. Freund André Frossard, der über 30 Jahre auf der Titelseite des konservativen *Figaro* eine Kolumne unter dem sehr raspaillesken Titel »Cavalier seul« hielt; Michel Déon, erst Mitstreiter von Charles Maurras, später trotzdem preisgekrönter Romancier, den legendären *hussards* zu-

»Patagonien, 500 Meilen lang, 200 breit, verengt sich, um am Kap Hoorn wie eine Pfeilspitze zu enden, die auf das ewige Eis des Pols gerichtet ist. Im Norden zwei Ströme, Rio Negro und Bio-Bio, im Osten und Westen zwei tobbende Ozeane, am 53. Breitengrad von der Magellanstraße verbunden; jenseits, wie eine Art unbewohnbare Kolonie des Teufels, die große Insel, die Magellan Feuerland taufte.

Patagonien hat einen natürlichen König: den Wind. Als Sturm weht er während drei Vierteln des Jahres und zerstört jeden Versuch der Vegetation, sich über die Höhe eines Grasbüschels zu erheben. Im Süden feiern Wind und Regen grausige Hochzeit und verbinden sich mit einem dritten bösen Geist, dem Schnee, und seinen Gehilfen Eis und Hagel, um das Martyrium über die wenigen Menschenseelen zu bringen, die im Toben ihrer Umarmung vegetieren.«

Jean Raspail: *Moi, Antoine de Tounens, roi de Patagonie*, Paris 1981, S. 61f.

zurechnen, die de Gaulle von rechts attackierten und für ihren Hang zu verlorenen Sachen bekannt waren; Dominique Bona, sanfter, aber als einzige der erwähnten »Unsterblichen« noch am Leben.

Dazu, jüngst verstorben und nichts weniger als sanft, Geneviève Dormann: ein Phänomen der Furchtlosigkeit, der keine Lobby zu mächtig, kein Eisen zu heiß war, die mit verkohlten Fingern weiterpublizierte und hinsichtlich ihrer konsequenten Widerständigkeit *en gros* und *en detail* an Marcel Aymé erinnerte.

In der patagonischen Flotte Raspails ist sie nicht der einzige fliegende Holländer: Der schillernde Reaktionär, Romancier und Geheimdienstmann Vladimir Volkoff war ihr »Berater für russische und serbische Angelegenheiten« und kämpfte davor im Algerienkrieg; ebenso, aber deutlich exponierter Pierre Lagaille, der als 26jähriger Fallschirmjägeroffizier im Zuge des »Putschs von Algier« 1958 der IV. Republik mit ein Ende setzte und de Gaulle mit zur Macht verhalf, sich dann als Anführer der »Woche der Barrikaden« ebendort gegen ebendiesen wandte und später im Exil gemeinsam mit General Salan die berühmt-berüchtigte OAS begründete.

So vielfältig sind die patagonischen Fischgründe, daß sich dort auch Michel-Édouard Leclerc tummelt, König des französischen Einzelhandels, 100000 Angestellte, 35 Milliarden Euro Umsatz – ein Wal, oder Hai, je nach Sichtweise ...

Und als Flaggschiff der patagonischen Flotte: »La Royale«, wie die französische Kriegsmarine traditionell auch genannt wird, bzw. zahlreiche ihrer Offiziere bis in höchste Admiralsränge.

»Indes gebaren die Fluten auf ihrem Rückzug nach und nach ein Königreich. Schwarze Felsen und schneeweiße Sandbänke, die zu Provinzen wurden, Grafschaften, Festungen und Burgen, unermeßliche Leeren, bereit, von Träumen besiedelt zu werden. Ein Reich nach unserer Art, ein Königreich der Illusion, das nur für die Dauer der Ebbe Bestand haben würde, um dann neuerlich verschluckt zu werden, als habe es nie existiert, bis auf einen geisterhaften Felsen, auf dem die Fahne Seiner Majestät weht.«

Jean Raspail: *Adiós, Tierra del Fuego*, Paris 2001, S. 378.

Jean Raspail mit französischen Offizieren und patagonischer Trikolore, BLAP 2015

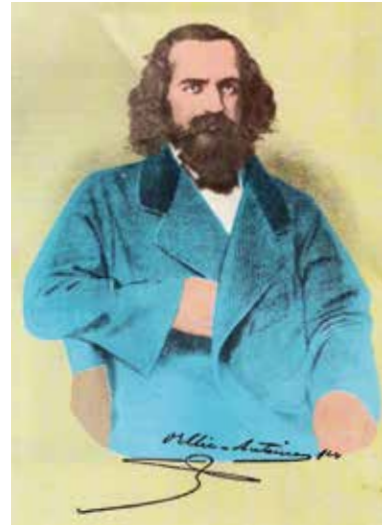
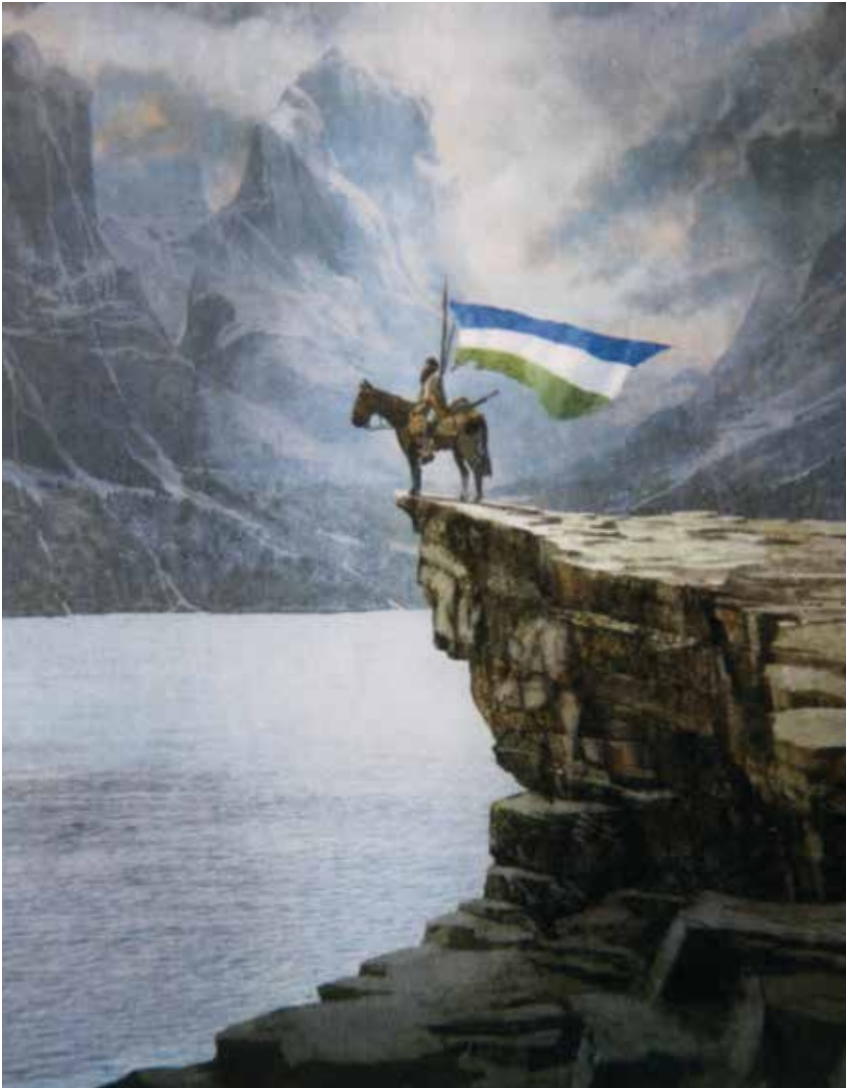


»Jenen Kindern, die mit offenen Augen träumen, sollte man aus christlicher Barmherzigkeit den Hals umdrehen, denn sie werden immer unglücklich sein.«

Jean Raspail: *Moi, Antoine*, S. 277.

Der hier gepflogene nautische Duktus kommt also nicht von ungefähr, sondern neben einer entsprechenden Neigung der *patagons* und der Topographie des Königreichs selbst auch von Raspails einschlägigen Bravourstücken – und jenem aufsehenerregendsten Patagoniens schlechthin, der Opération des Minquiers: Bald nach Ende des Falklandkriegs verkündete die Regierung Seiner Majestät Orelie-Antoine I., daß die umkämpfte Inselgruppe weder Großbritannien noch Argentinien angehöre, sondern per königlichem Dekret von 1860 patagonisches Territorium darstelle. »Die britische Regierung suchte ihr Heil in herablassendem Schweigen«, so Raspail, der sich daher gezwungen sah, deren Botschaft persönlich ein Ultimatum auszuhändigen, wonach die Briten binnen Wochenfrist die Falklandinseln zu räumen hätten, widrigenfalls Patagonien sich im Wege der völkerrechtlichen Retorsion gezwungen sähe, seinerseits von einem britischen Territorium Besitz zu ergreifen. Die Wahl fiel auf die winzigen, fast unbewohnten Minquiers-Inseln im Ärmelkanal, ohnehin fragwürdiger Zugehörigkeit zu Großbritannien, dafür mit ihren zerklüfteten Felsen, labyrinthischen Kanälen und gefährlichen Strömungen gleichsam ein nördliches Patagonien *in nuce*.

Eine 13köpfige Invasionsarmee landete mit zwei Schnellseglern, zementierte im Sockel des pompösen britischen Flaggenmasts eine die Inbesitznahme verkündende Plakette ein und hißte die patagonische Trikolore –



Nachkolorierte zeitgenössische Darstellung Antoinés

Titelzeichnung für Bulletin de Liaison des Amitiés Patagones (BLAP) 13 von Alexandre de Broca

zu den Klängen der Nationalhymne, von Wilhelm Frick, einem Kommitonon Bismarcks und Augenzeugen der Einkerkung Antoinés, 1863 in Chile komponiert. Der resultierende Zorn der Eisernen Lady, die dem Unterhaus Rede und Antwort stehen mußte, war gewaltig, das Medienecho ebenso – nur übertroffen bei der später erfolgten zusätzlichen Wegnahme des Union Jack, die sich selbst auf der Titelseite der *Times* fand.

Die uferlose Fülle des »Königlichen Spiels« dokumentiert das prächtige alljährliche Bulletin, das neben Reportagen, einer Presseschau, historischen Dokumenten und Literatur(hinweisen) das Mitglieds- und Funktionsverzeichnis enthält, in dem auch Verstorbene *patagons* angeführt bleiben und in der Rubrik »Jenseits der Meere« eine letzte Würdigung erfahren; alles unter der Federführung Raspails, den bisweilen nur traurig stimmt, daß bereits kaum Erwachsene – mit mehr Ernst, als es dem Spiel geziemt – angesichts ihrer prosaischen Lebenswirklichkeit allzu früh Zuflucht und Identität in seinem unwirklichen Königreich suchen.

Hunderte Postkarten hat er inzwischen von Patagoniern erhalten, die ihrem toten König an dessen Grab in Tourtoirac (Dordogne) die Ehre erweisen, wo Antoine Tounens 1825 als Bauernsohn zur Welt kam und 1878 ausgebrannt und ruiniert als Spottfigur verstarb.

Eine alte Universalgeographie hatte früh seine Leidenschaft für Patagonien geweckt; der Schulmeister, Veteran Napoleons Alter Garde, mit seinen Schilderungen den Durst nach *gloire* befeuert – und der bodenständige Vater die baldige Obsession, König am Ende der Welt zu werden, durch eine Duldsamkeit befördert, die ihren mitleidigen Ursprung wohl in einer genitalen Mißbildung des Sohnes gehabt haben dürfte, die diesem einen einsamen Lebenslauf verhieß. Dessen juristische Studien und der Erwerb einer bescheidenen Anwaltskanzlei hatten der Familie schwerste Opfer abverlangt; den Rest gab ihr die Gestellung der »Kriegskasse«, als Antoine die Stunde des Handelns gekommen sah. Die Zeit drängte: Schon

»Sie kennen keinen Schöpfergott, ihr Jenseits nur als eine unfruchtbare Wüste, aus der nichts und niemand gekommen sein kann. Menschen also, die da auf ihren gigantischen Kanus durch die Meerenge segeln, Menschen, und die Alakalufs, bis dahin selbst ihre einzige Referenz, ermessen auf einen Schlag ihre Schwäche, ihre tragische Unterlegenheit.«

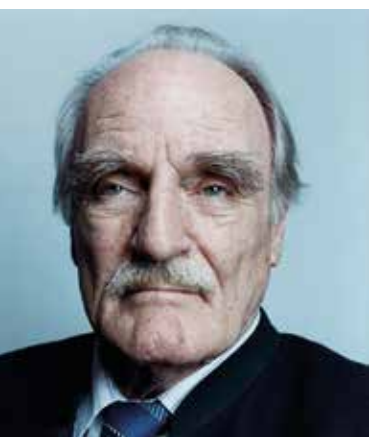
Jean Raspail: *Qui se souvient des Hommes*, Paris 1986, S. 87.

sahen sich südlich der Grenzen Chiles und Argentinens die indianischen Stämme, die er unter seiner Herrschaft vereinen wollte, einer wachsenden Zahl von Siedlern gegenüber; alsbald würde die Armee folgen und die Freiheit ein Ende haben. Inzwischen gerichtlich anerkannter de Tounens, brach Antoine nach Paris auf, orderte für sich Prunkuniformen und für sein künftiges Reich Fahnen, Münzen, Siegel, Orden, druckte eine Verfassung und Proklamationen in französischer Sprache zur alsbaldigen Verteilung an seine analphabetischen und schon des Spanischen selten mächtigen Völker. Er aber währte sich wohlgerüstet und stach in See.

Abbé Hervé du Plessis vor dem Grey-Gletscher, Patagonien, 2014, beim täglichen zelebrieren der Messe mit der Trikolore als Altartuch



Ende 1861, aufgrund seiner unzähligen tönenden Proklamationen bereits das Gespött der internationalen Presse, durchquerte er hoch zu Roß und in Paradeuniform – begleitet nur von seinem Dolmetscher und Fahnenträger auf einem Maultier ... – den Rio Bio-Bio und traf erstmals auf »seine« Stämme; berauscht von kühnen Versprechungen, seiner Redegabe und imposanten Erscheinung riefen sie Antoine nacheinander zum König aus, der aus ihren Häuptlingen seine Regierung bildet. Seine Herrschaft währte zwei Wochen, dann verriet ihn Sancho Pansa; nach langer chilenischer Festungshaft wurde er trotz bzw. gerade wegen seiner flammenden Verteidigungsreden für unzurechnungsfähig erklärt und von einem französischen Kriegsschiff 1863 repatriert.



Zurück in Paris, tummelten sich in seiner dortigen »Legation« bald Obskuranten, Defraudanten und Verschwörer; Antoine wurde ferner zeitweilig von der »bande du Chat Noir« um Rimbaud, Verlaine, Manet und de Villard als Kuriosität adoptiert. Er aber blieb von seiner Legitimität überzeugter denn je und wildentschlossen, wurde auf der zweiten Reise aber zum Gefangenen seiner Indios; der dritter und letzter Anlauf endete auf den Straßen von Buenos Aires, bewußtlos und halbverhungert, die Taschen leer bis auf die wertlose letzte Münze mit dem eigenen Bildnis. Ob seine schwergeprüfte Familie dem letzten Wunsch des Sterbenden entsprochen hat, an seinem Totenbett »Vive le Roi!« zu rufen, ist nicht über-

liefert. Bei aller Tragikomik verlangt doch die Kühnheit seines Wurfs Respekt – und die Unerbittlichkeit gegen sich selbst, mit der Antoine jahrelang, meist in völliger Einsamkeit, mit beißendem Spott als einzigem Echo seiner Mühen an seinem Traum festhielt.

Jean Raspail wird 1951 durch einen Hinweis des französischen Botschafters in Argentinien in den Bann dieser traurigen Majestät geschlagen, zu Beginn seiner ersten Laufbahn als Reiseschriftsteller. Mehrfacher Bann, denn Ausgangspunkt einer Expedition nach Alaska ist damals Patagonien, dem er ebenso verfällt wie den letzten Alakalufs.

Deren erzwungene Wanderung hatte in Sibirien begonnen, immer wieder aufgestöbert und vertrieben von stärkeren Völkern auf ihren Fersen, eine Flucht über Jahrtausende und von der Beringstraße bis zum südamerikanischen *finis terrae*. Und immer weiter südwärts, nunmehr Seemaden, verlieren sie sich im Labyrinth des lebensfeindlichen Archipels bis zum Hoorn, aber endlich! allein, denn wer hätte ihnen folgen wollen in diese Einöde, von Gott verlassen, von allen guten Geistern ebenso, denn jene drei entsetzlichen, die den Alakalufs waren, trachteten ihnen allesamt bloß nach dem Leben, schon den Neugeborenen, deren tapfere Väter sich die Nabelschnur um den Hals wanden, um die unauslöschliche Mordlust Ayayemas auf sich umzulenkten. Ihre menschlichen Verfolger aber vergaßen sie allmählich, nannten sich selbst Kaweskars, »die Menschen«, weil sie sich allein auf der Welt wähten, »außerstande sich vorzustellen, daß jenseits der Morgensonne, auf der anderen Seite einer aufgewühlten flüsigen Wüste, nachts ein Fremder in seinem Turm wacht, der begriffen hat, daß die Grenzen des Universums jenseits der Abendsonne liegen«. Mit Magellan kam auch ihr augenblicklicher und endgültiger moralischer Zusammenbruch; der physische folgte, im Schraubstock der Weißen, zwischen ruchlosen chilenischen Robbenjägern von Norden und rüden Walgängern aus dem Süden.

»Ein wenig Glut auf dem Boden des Kanus, um das Feuer wiederauferstehen zu lassen, zwei zerlumpfte Frauen, ein trauriges Kind, drei Ruderer mit leblosen Augen. Nichts hat mich diesen Unglückseligen näher gebracht, als den Graben von hundert Jahrhunderten ermessen zu haben, der mich von ihnen trennt. An dessen jenseitigem Ufer flohen sie, weiter noch zurück in die Vergangenheit.«

Jean Raspail: *Qui se souvient*, S. 10.

»Die Menschen sind tot. Die sie ersetzt haben, ersetzen uns. Wir sprechen ihre Sprache nicht. Unsere Lagerfeuer verlöschen. Die Nacht ist blendend hell.«

Jean Raspail: *La hache*, S. 254.



Stempel patagonischer Amtsträger und Zirkel

Zum wehmütigen Chronisten verschwindender Kleinstvölker bestimmte Raspail die flüchtige Wahrnehmung eines Kanus der letzten nomadisierenden Alakalufs im Schneesturm der Magellanstraße.

Ebenfalls im Kanu hatte er kurz zuvor Nordamerika durchquert, die vollends unüberwindlichen Flußabschnitte auf schmalen Trampelpfaden umgangen, Boot auf dem Kopf, Ausrüstung auf dem Rücken, wie zuvor französische Soldaten, Pelzjäger und Missionare – oder wie, so Raspail, »die Prozession der immer tiefer in den Dschungel eindringenden Konquistadoren in Werner Herzogs *Aguirre*«; wie Cavalier de la Salle, der zur Beherrschung der Großen Seen die Einzelteile eines Kriegsschiffs über die Niagarafälle schleppte, und an den wiederum Herzogs Fitzcarraldo gemahnt – sie alle »auf der Suche nach einem Königreich, das sie in Wahrheit in sich trugen«.

Nur die Seine trennt Raspails Pariser Wohnsitz von der Rive gauche, aber Meere von ihren meist stromlinienförmigen *intellectuels* – neben der Aufzählung seiner unpräzisen Lektüren u. a. auch das schnaubende Bekenntnis, »kein Philosoph, Denker oder Experte« zu sein. Dafür, ohne es auszusprechen: ein abenteuerliches Herz.

Mit seinen entsprechenden Schriften hat Raspail todgeweihte Völker vor dem vollständigen Vergessen bewahrt – nicht aber vor ihrem lange zuvor besiegelten Untergang. Mit seinem *Heerlager* als Menetekel verließ er vor Jahrzehnten endgültig die unter akademischen Ethnologen so verbreitete Gattung des fernstenliebenden, aber heimatvergessenen Nekrologs. Mit seinem Patagonismus konterkariert sie Jean Raspail: kein Abgesang auf Untergegangene, sondern stolz-zärtlich-melancholisch-ironische Bewahrung eines niemals gewordenen Reichs. ■

Literaturhinweise:

Marcel Aymé: *Der intellektuelle Komfort*, Wien 2013;

Jean Raspail: *En canot sur les chemins d'eau du Roi*, Paris 2005;

Le Moniteur de Port-Tourens – Bulletin de Liaison des Amitiés Patagones (BLAP).

Kontakt:

Mit Erlaubnis Jean Raspails notieren wir hier die Kontaktdaten für alle Interessierten:

M. François Tulli, Chancellerie de Patagonie, 20 avenue de Lowendal, 75015 Paris, France

francois.tulli@neuf.fr

Wer Unterstützung bei der Abfassung eines Schreibens an die Kanzlei Patagoniens in französischer Sprache benötigt, wende sich an konrad.hermann.weiss@gmail.com.

»Die Haltung. Punkt. Das ist die Antwort auf alle Fragen!«

Martin Lichtmesz zu Besuch bei Jean Raspail

Ursprünglich wollte ich »den letzten Franzosen« Jean Raspail bereits im November 2015 besuchen; er sagte das Treffen jedoch aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig ab. Im Frühjahr schrieb mir Raspail erneut: Er habe sich erholt und sei wieder guter Dinge, und ich sei herzlich zu einem Abendessen mit anschließender Scotch-Verköstigung eingeladen. Er sei auch bereit, mir ein Interview zu gewähren, obwohl er schon alles gesagt und kaum mehr Lust habe, sich zum hundersten Mal etwa über die prophetischen Qualitäten seines Romans *Das Heerlager der Heiligen* zu äußern. Für seinen Übersetzer und Korrespondenten wolle er jedoch eine Ausnahme machen. Da mein mündliches Französisch allerdings miserabel ist, bat ich Konrad Weiß, seines Zeichens Abgesandter des frankophilen Karolinger-Verlags, mich als Sprachrohr zu begleiten.

Im März 2016, wenige Monate vor seinem 91. Geburtstag, standen die beiden *cavaliers* aus Wien, durchnäßt von einem spätwinterlichen Hagelsturm, endlich vor Raspails Wohnung im noblen 17. Bezirk, unweit des Triumphbogens. Unvergeßlich wird mir der Moment bleiben, als sich die Tür öffnete und der Konsul von Patagonien persönlich vor mir stand und mich mit seinen leuchtenden blauen Augen freundlich anstrahlte, in aufrechter Haltung, bekleidet mit einem alpinen Trachtenjanker. Im Laufe des Abends, den wir mit ihm und seiner nicht minder rüstigen Gattin Aliette verbrachten, mit der er seit 65 Jahren verheiratet ist und die er nach alter französischer Art siezt, zeigte sich Raspail gut gelaunt, rüstig und heiter. Kurz zuvor hatte er Besuch von seinem japanischen Übersetzer erhalten, weshalb er immer wieder die japanische Nationalhymne vor sich hintrötete.

Sein Wohnzimmer gleicht dem eines Kapitäns im Ruhestand: Überall hängen unzählige Gemälde und Zeichnungen mit maritimen Motiven, und eine Wand ist für eine imposante Sammlung von Buddelschiffen reserviert. Raspails Arbeitszimmer ist randvoll mit Erinnerungsstücken, Reisesouvenirs und Raritäten aus neun Jahrzehnten, inklusive Spielzeugeisenbahnen, Schiffsmodellen und Zinnsoldaten. Eine farbige Zeichnung zeigt den jungen Raspail, schon damals mit seinem charakteristischen gal-

lischen Schnauzbart, in Pfadfindermontur in jenem Kanu, mit dem er die »Wasserwege des Königs« bereiste, die ehemaligen französischen Besitzungen in Nordamerika von Quebec bis New Orleans. Es hängt zwischen dem Originaltitelbild von *Heerlager der Heiligen*, dessen Auflagen, Übersetzungen und Raubdrucke einen Regalmeter füllen, und einem Porträt Ludwigs XVI. Seine Bibliothek wird bewacht von einer kleinen Spielzeugarmee von Chouans, den königstreuen Rebellen, die sich in der Vendée gegen die Jakobinerherrschaft erhoben, während über der Tür die Fahne des von Antoine de Tounens erträumten Königreichs Patagonien prangt.

Raspail zeigte uns auch das Modell eines kleinen schwarzen Citroën etwa aus dem Jahre 1930, der Dienstwagen seines Vaters, der im Saarland Generaldirektor für Bergbau war. Nach dieser launigen Führung durch seine Memorabilia-Sammlung begannen wir mit diesem vielleicht letzten Interview, das Raspail geduldig über sich ergehen ließ. Wir versuchten, die üblichen, schon allzuoft gestellten Fragen zu seinem berühmtesten Buch zu vermeiden und uns mehr auf sein Gesamtwerk zu konzentrieren. Wenn die Fragen allerdings zu theoretisch und »politisch« wurden, reagierte er ausweichend bis gereizt: Immer wieder betonte er, daß er ein Geschichtenerzähler und eben kein Philosoph sei. Wir beschlossen den Abend mit Champagner, Wein aus dem Sancerre, Foie gras (Gänsestopfleber) und Bouillabaisse, einem aus Marseille stammenden Fischgericht. Zuletzt baten wir Raspail noch, uns einen Turm mitgebrachter Bücher zu signieren. Auch dieser Bitte kam er geduldig nach, »denn das gehört zum Beruf«. Als mein frankophoner Begleiter und ich wieder das Paris des Jahres 2016 betraten, allmählich aus unserer Audienz beim Markgrafen wie aus einem Traum erwachten und in die überfüllte Métro stiegen, fühlten wir uns wie Silvius von Pickendorff und Maximilian Bazin du Bourg, die sich in der letzten Szene des Romans *Sieben Reiter verließen die Stadt* jäh in der grauen, traurigen Gegenwart des »Großen Austauschs« wiederfinden. Das folgende ist nur ein Ausschnitt aus unserem langen und intensiven Gespräch; der originale Duktus wurde weitgehend beibehalten.

Monsieur Raspail, wann haben Sie ihren Geschmack für verlorenen Sachen entdeckt?

Hören Sie, ich sage Ihnen, was während dieses Interviews geschehen wird: Sie werden mir Fragen stellen, die ich mir nie stelle. Insbesondere diese. Wie kam es? Ich denke, daß all dies bereits in mir angelegt war, als ich ein Kind gewesen bin. Es ist alles in meinem Kopf. Es sind weniger die verlorenen Sachen als die verlorenen Minderheiten, die verlorenen kleinen Völker, und die einzige verlorene Sache, für die ich mich weiterhin ein wenig interessiere, die *cause royale française*, die Sache des französischen Königs. Damit eine verlorene Sache interessant bleibt, muß jedoch ein Hoffnungsschimmer blei-



ben. Den gibt es hier aber nicht, weil die verbliebenen Prinzen Nullen sind. Es ist vorbei. Einer der wichtigen Gründe, über die ich nicht nachgedacht habe, ist womöglich, daß ich ein geborener Provokateur bin. Also habe ich am 21. Januar 1993, der zweihundertsten Wiederkehr des Todes von Louis XVI., eine große Gedenkfeier organisiert! Es war eine gelungene Provokation. Die Sache ist verloren, aber die Provokation war gelungen.

In Ihrem Buch *En canot sur les chemins d'eau du Roi* (Im Kanu auf den Wasserwegen des Kö-

nigs), das intensiv Ihre Jugendzeit schildert, findet sich das Zitat: »Der Wunsch, mich der Résistance anzuschließen, hat mich nie auch nur gestreift; weder de Lattre oder Leclerc. Nicht ich. Ohne mich. Ich habe lange versucht, zu verstehen, warum.« Haben Sie inzwischen verstanden, warum?

Nein.

Wie haben Sie diese Zeiten erlebt?

Ich denke, ich habe seitdem ein etwas zu strenges Urteil über das französische Volk gehabt. Heute hat es sich vielleicht ein wenig gemildert. Ich hatte schlichtweg keine Lust, mich irgend etwas anzuschließen. Ich weiß nicht genau, warum, es ist etwas kompliziert. Der Abgang der Deutschen hat mich nicht gerade gestört, aber auch die Ankunft der Amerikaner hat mir nicht gefallen; die Art, mit der sie Schokolade in die Menge warfen, als wären es Affen, mit der ganzen Masse auf dem Boden, um sie aufzuheben – das habe ich nicht gemocht. Ich mochte auch die Sache mit den geschorenen Mädchen nicht, ich fand das überaus häßlich. Das französische Volk ist mir häufig so erschienen; man kann nicht behaupten, daß es sich während der französischen Revolution sehr gut benommen hätte.

Haben Sie Erinnerungen an die Zeit der Säuberungen?

Nein, ja, nein, so wie alle anderen auch. Weil ich während der gesamten Zeit überall in Paris zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs war. Es gibt eine Erinnerung an die Deutschen, die mich sehr frappiert hat. Es gab damals eine Barrikade aus Sandsäcken quer über die Rue Royale bei der Concorde, zwischen den beiden großen Gebäuden, die von der deutschen Marine besetzt waren. Es gab quasi keine deutschen Truppen mehr, sie hatten ihren Rückzug schon begonnen. Und da sah ich einen Hauptmann, einarmig, makellos, Krawatte, behandschuht, aristokratische Erscheinung, prachtvoll, ganz allein an der Barrikade stehen, die einen Bereich hatte, um die Passanten zu kontrollieren, die vorbeikamen. Man fragt sich, warum er noch seinen Posten hielt, obwohl er doch ganz verloren war; er war da, er ist geblieben, einen ganzen Tag, um weiterhin seine merkwürdige Rolle zu spielen. Es war eine – verlorene Sache! Aber er hatte eine Art, diese verlorene Sache zu repräsentieren, die mir imponierte. Ich denke nicht, daß es Deutschland war, das er repräsentiert hat, noch weniger Hitler oder die Nazis. Es war eine Art, die Dinge zu sehen. Nun, ich weiß, was aus ihm geworden ist. Er wurde verhaftet, mißhandelt und quasi an Ort und Stelle massakriert. Nicht von den französischen Truppen, von der Masse.

Im Heerlager brechen landesweit Orgien aus, als die Flotte landet, und Sie vergleichen das einsetzende Chaos und das Verhalten der Masse mit 1944 und 1968 ...

So ist es. Aber Sie müssen wissen, daß ich all die Bücher, die ich geschrieben habe, bereits ein wenig vergessen habe. Es gibt da gewiß eine Sukzession von Dingen, die mir stets mißfallen haben, nicht politisch, sondern was die Art der Leute angeht, sich zu benehmen; und in der Tat, den Mai 1968 habe ich gehaßt.

Wer waren Ihre hauptsächlichsten literarischen Einflußgeber?

Keiner. Keiner! Ich habe, Gott sei Dank, keine Hochschulstudien absolviert, und schon das Bac hat mich so gelangweilt, daß ich noch nicht einmal zur mündlichen Prüfung erschienen und stattdessen ins Kino gegangen bin. Ich habe gewiß viel gelesen, mein Vater hatte viele Bücher, und es gibt Autoren, die mich in der Tat frappiert haben, von verschiedener Seite und auf verschiedene Weise: Jacques Perret, Marcel Aymé, was die Franzosen betrifft, sieben oder acht sind es. *Kapitän Fracasse* von Théophile Gautier ist prachtvoll. Buzzatis *Tartarenwüste* habe ich zwanzigmal gelesen, jetzt ist es genug, natürlich ... Aber es gab niemanden, der einen exzeptionellen Einfluß auf mich hatte. Vielleicht bezüglich des Stils und der Schönheit. Mir ist die Schönheit der Sprache auch ohne höhere Studien in den Büchern erschienen.

Und Ihre Verbindung zu den Verfemten der Literatur, Céline, d'Annunzio, Maurras?

Ich habe keine Zeile von Maurras gelesen, ich hatte es nicht nötig, eine monarchistische Grundschulung zu erhalten, um es, wie soll ich sagen, gescheiter zu finden, ein Land zu haben, das von einem Souverän verkörpert wird anstatt von einem Président de la République. D'Annunzio schätze ich sehr wegen seiner Tat von Fiume, das wird Sie ja interessieren, weil es ja mehr oder weniger österreichisch war.

Und eine verlorene Sache, von vornherein!

Exakt, exakt ... Er ist der einzige Faschist, dem etwas gelungen ist, wenn ich das so sagen darf. Ja, prachtvoll.

Wenn man von den französischen literarischen Kreisen spricht, führt uns das zu Académie française; Sie haben einmal erzählt, daß Sie beinahe Mitglied geworden sind. Ist die Aufnahme aus politischen Gründen gescheitert?

Es fehlte mir nur eine einzige Stimme. Ja, das hatte wohl politische Gründe. Weil ich immer gesagt hatte, daß ich Monarchist bin. Und ich habe immer gesagt, daß ich rechts stehe, ich bin ein Schriftsteller der Rechten, und meine Leser sind es im übrigen zu großen Teilen auch. Vorsicht, das meint nicht die politische Rechte! Es ist eine Denkfamilie, der man angehört, aber keine politische Position. Im übrigen gibt es heute keine Schriftsteller der Rechten mehr. Einst hatten wir davon außerordent-

liche Mengen – Michel Mohrt, Roger Nimier, Blondin und andere. Es bleibt Michel Déon, der noch lebt. Haben Sie schon einmal von Jean Cau gehört? Jean Cau vermisse ich sehr, er war ein echter Mann der Rechten; er sagte, die Rechte wäre nicht *dicible*, d-i-c-i-b-l-e, das heißt, man kann sie nicht aussprechen. Für uns, in deren Augen die Identität zählt, die Grenzen zählen, die Kultur zählt, die Zivilisation zählt, die christlichen Wurzeln zählen, die trotz aller Kriege erstaunlich kohärente Geschichte Europas zählt, wir verstehen das, für uns ist das doch etwas ganz Besonderes, dieses Europa! Voilà, das ist der Geist der Rechten, das ist keine Frage, ob man für diese oder jene Partei stimmt; die Ideen der Rechten sind keine politischen Ideen, es geht um Ideale, oder wie Sie es nennen wollen.

Zählen Sie Michel Houellebecq nicht zu den Schriftstellern der Rechten?

Ich lese und schätze ihn, aber ich denke, daß er weder rechts noch links ist; ich denke nicht, daß er viel Wertschätzung für das Volk hat; und ich denke, er hat alles erkannt, was widerwärtig ist. Er ist ein furchterregender Pessimist, aber er hat die moderne Welt sehr gut verstanden und versteht, auf niederschmetternde Art zu schreiben. Ein wichtiger Schriftsteller. *Unterwerfung* ist ein realistisches Szenario.

Da denkt man unter anderem an das zu trauriger Berühmtheit gelangte Bataclan. Als Sie die Nachricht erfahren haben, welche Empfindung, welche Reaktion war die erste?

Ich war außer mir, das Ereignis war entsetzlich. Was dann folgte, war ein Wunder an Idiotie: Hollande hat darum gebeten, Flaggen auszuhängen, um sich mit der Kundgebung auf der Place de la République solidarisch zu zeigen; aber ich habe noch nie ein Land gesehen, das sich wegen einer Niederlage beflaggt! Es war eine schwere Niederlage, die wir da erlitten haben, und man bittet die Bevölkerung, die Flaggen zu hissen, als wäre es ein Freudentag! Nein, da stimmt was nicht im Hirn der Franzosen. Es wäre interessant gewesen, zu demonstrieren, indem man z.B. ein Dutzend muslimischer Botschaften in Paris blockiert; es wäre interessant gewesen, im Protestzug zur großen Moschee zu ziehen; es wäre interessant gewesen, die wahren Dinge zu sagen. Man hat sich mit einer Art nationalem Klagelied begnügt: Dieses Volk liebt es, sich zu beweinen. Aber ich habe keine wahrhafte Reaktion gesehen! Es gab stattdessen all diese Leute, die Blumenberge auf die Place de la République häuften und sich die ganze Zeit beklagt haben; aber niemand hat den Feind beim Namen genannt, denn ein Feind ist es. Und dieser Typ da, der Präsident der Republik ist, hat noch nicht einmal das Wort »Islam« ausgesprochen. Wenn es aber Gewalt gibt, muß man ebenfalls Gewalt anwenden. Sonst ist es sinnlos.

Wie sehen Sie die Zukunft, wie wäre die Ihre, wenn Sie im Jahre 2016 zwanzig Jahre alt wären?

Ich kann nur wiederholen, was ich im neuen Vorwort zum *Heerlager* geschrieben habe: daß es vermutlich zum Bürgerkrieg kommen wird. Wobei man es nicht eigentlich einen Bürgerkrieg nennen kann, denn diejenigen der anderen Seite mögen französische Staatsbürger sein, aber für mich sind sie keine Franzosen. Ich verachte sie nicht, aber ich betrachte sie nicht als meine Landsleute. Es wird eine faktische geographische Segregation geben, einen Prozeß, der jetzt schon begonnen hat. Es handelt sich um eine Besitzergreifung des Territoriums, eine schleichende Kolonisation. Es wird der Moment kommen, wo man nicht mehr ausweichen können wird. Dieser sogenannte Bürgerkrieg ist meiner Meinung nach unausweichlich. Ein wichtiger Journalist, Ivan Rioufol, hat eben ein Buch herausgebracht, das davon handelt: *La Guerre civile qui vient*, »Der kommende Bürgerkrieg«. Aber das wird noch 20, 25 Jahre dauern. Der demographische Umbruch ist nicht vollständig.

Frau Petry, Chefin der AfD, hat Anfang des Jahres in einem Interview gesagt, daß man im Ernstfall gezwungen sein wird, auf Leute zu schießen, die versuchen werden, ins Land einzudringen. Das erinnert an Clément Dios Anklage: »Wird man unseren Soldaten den Befehl geben, auf Verhungerte zu schießen?«

Exakt. Das ist das zentrale Problem des *Heerlagers*. Der Präsident ändert seine Meinung mitten während seiner Rede, und sein Zurückweichen ist auch recht verständlich, aber Gewalt ist nicht zwangsläufig Töten. Sie ist zunächst eine Attitüde eminenten Energischseins. Wir können uns nicht mit den Problemen aller Länder der Welt beladen. Sie müssen sich selbst durchschlagen, sie sind unabhängig, sie machen die Dinge anders, sie hungern, aber auch wenn wir ihnen helfen, wird es immer so weitergehen. Es gibt keine Lösung. Und wenn die anderen zu viel von uns fordern, wird vielleicht unsere alte christliche Barmherzigkeit immer mehr abnehmen.

Sprechen wir ein wenig über den Bereich des Glaubens. Sie haben Ihre Erziehung in drei prestigereichen Institutionen des katholischen Schulwesens erhalten. Hat das einen sehr großen Einfluß auf Sie gehabt?

Die prestigereichen katholischen Institutionen haben mich sehr häufig hinausgeworfen, aber ich glaube nicht, daß sie viel Einfluß auf mich hatten; mir scheint eher, daß ich zu jenen Menschen zähle, die eine angeborene religiöse Natur haben. Dergleichen kommt ja vor. Im allgemeinen ist das Empfinden für das Heilige in einem Menschen vorhanden oder eben nicht. Das ist alles. Aber ich bin sehr froh darüber, katholisch zu sein.

Betrachten Sie den gegenwärtigen Papst kritisch? Ähnelt er nicht dem Papst, den Sie im *Heerlager* dargestellt haben? Und ist das Zweite Vatikanische Konzil für Sie eine dem Mai '68 vergleichbare Zäsur gewesen?

Für einen Katholiken ist Rom Rom. Rom ist Rom. Der Papst ist der Papst. Wie bei den Monarchisten. Ihr Österreicher habt nicht gewählt, Franz-Josef oder ein anderer – er ist es. Punkt. Und was das Konzil angeht: Man hat damals nicht so sehr im Willen zur Reform zusammengefunden, sondern in einem Willen zur Zerstörung der Symbole des Heiligen. Sprich der Liturgie, der Verehrung der Heiligen. Man ist dabei sehr weit gegangen. Es gab einen, wenn ich so sagen darf, vollständigen liturgischen Sauhaufen, die Kirche war in Trümmern und wurde von niemandem mehr geführt, jeder machte, was er wollte; man hat einen großen Teil des Heiligen getötet. Damit hat man einen ungeheuren Schaden angerichtet. Wenn man den Sinn für das Heilige verliert, haben die Leute keine Lust mehr, eine Religion zu haben – und das ist geschehen.

Es gibt eine Szene im *Heerlager*, wo die Mönche ans Meeresufer gehen und zu einem bestimmten Zeitpunkt ein vom Glauben abgefallener Priester zum Abt sagt, er solle aufhören mit dieser »Maskerade«, er glaube ja selbst nicht mehr wirklich daran undsoweiter. Zu seiner Überraschung bejaht der Abt die Frage ohne zu Zögern, und trotzdem ist er derjenige, der am vehementesten an der Tradition festhält. Haben Sie an dieser Stelle eine Art Glauben ohne Glauben bejaht, dem Abt Ihre eigenen Überzeugungen in den Mund gelegt? Ist das ein Topos, der für Sie interessant ist, dieses theatralische Element im Katholizismus?

Hören Sie, ich werde auf all das nicht eingehen, ich finde das sehr ermüdend, und außerdem bin ich weder ein Philosoph noch ein Experte noch ein Denker undsoweiter; das ist nicht meine Aufgabe. Aber in allen meinen Büchern gibt es in der Tat eine Sache, auf die man mich immer wieder hingewiesen hat und von der ich weiß, daß sie eine große Rolle spielt, und das ist die *attitude*, die Haltung. H-a-l-t-u-n-g. Die Haltung. Nicht die Pose, das ist nicht dasselbe. Die Haltung. Alle meine Figuren haben eine Haltung. Es ist nicht erforderlich, Überzeugungen zu haben, um Haltung zu besitzen; die Haltung erzeugt oft die Überzeugung. Warum glauben Sie, daß man die Soldaten in schöne Uniformen einkleidet und ihnen Musik vorspielt, und warum glauben Sie, daß man recht schöne Hochzeiten veranstaltet, warum? Die Haltung ist fundamental. Das ist es, was für mich den Menschen ausmacht, ich habe das immer und immer wiederholt in meinen Büchern. Die Haltung steht über allem. Was tut Ihrer Meinung nach die englische Königin? Schauen Sie sich die englische Königin an! Schauen Sie! Ich finde das großartig. Die Haltung. Punkt. Das ist die Antwort auf alle Fragen! ■

Der Fall Gedeon

Ein Austausch zwischen Marc Jongen und Götz Kubitschek

Wolfgang Gedeon, baden-württembergischer Landtagsabgeordneter der AfD, hat geschichtsphilosophische Schriften publiziert, über deren Bewertung sich die Fraktion in Stuttgart zerstritten und gespalten hat. Dr. Marc Jongen gehört dem Landesvorstand der AfD Baden-Württemberg an. Götz Kubitschek hat mit ihm vor der Spaltung der Fraktion einen Briefwechsel zum Fall Gedeon geführt, der hier, autorisiert von beiden, in voller Länge erscheint, ergänzt um ein Nachtrag zur weiteren Entwicklung.

KUBITSCHKEK: Herr Dr. Jongen, die Landtagsfraktion der AfD in Baden-Württemberg hat den »Fall Gedeon«, der auch ein »Fall Meuthen« ist, vertagt. Der ob seiner antizionistischen Schriften in die Kritik geratene Wolfgang Gedeon läßt sein Mandat ruhen, seine Äußerungen sollen von einem unabhängigen Experten geprüft und beurteilt werden. Sind Sie mit dieser Entscheidung zufrieden oder ist dieser Aufschub das Gegenteil von jener klaren Positionierung, die Sie fordern?

JONGEN: Ich hätte mir eine Entscheidung der Landtagsfraktion über den Ausschluß von Herrn Gedeon bereits in der Sitzung am 21. Juni gewünscht. Und es ist auch kein Geheimnis, daß ich diesen Ausschluß für richtig, ja für notwendig halte. Anscheinend fühlten sich einzelne Abgeordnete durch Jörg Meuthens Rücktrittsankündigung im Fall des Verbleibs von Herrn Gedeon zu sehr unter Druck gesetzt. Aus meiner Sicht hätte man für Meuthens Schritt Verständnis haben müssen, denn er stand unter Zugzwang, und nachdem er sich ein Urteil gebildet hatte, war es nur redlich, dieses auch offenzulegen. Zu akzeptieren ist aber auch, daß sich nicht jeder Abgeordnete in der Kürze der Zeit und in der bereits aufgeheizten Situation unbefangene Meinungen über Gedeons doch recht umfangreiche Schriften bilden konnte. Es müssen eben beide Aspekte berücksichtigt werden: die inhaltliche Klärung und die Verfahrensfrage. Nachdem man sich nun auf ein Verfahren gütlich geeinigt hat, hoffe ich sehr, daß die Fraktion bis zum September auch auf inhaltlicher Ebene

zu einer geschlossenen Haltung findet. Eines ist nämlich klar: Keine Wissenschaft und keine Justiz können der Partei diese Entscheidung abnehmen, sie ist und bleibt eine politische.

KUBITSCHKEK: Kann man das so formulieren, daß die Entscheidung in jedem Fall eine politische ist? Wir bewegen uns ja fraglos sofort in tabubewehrten Zonen, wenn wir über die weltgeschichtliche Bedeutung des Judentums, des Zionismus oder der Holocaustindustrie nachdenken und unsere Gedanken äußern. Man kann diese Tabus nun aufgrund der deutschen Geschichte als gerechtfertigt akzeptieren – das ist dann eine politische Entscheidung, sie ist in bezug auf die Leugnung des Holocausts in Deutschland sogar juristisch abgesichert. Man kann die Tabus aus wissenschaftlicher Sicht aber auch ablehnen, und zwar ohne jede Prüfung der Sachverhalte, nämlich schlicht, weil es keine Frage- und Forschungstabus geben sollte. Diese Entscheidung wäre als eine grundsätzliche sicherlich ebenfalls politisch, denn sie könnte die konkrete politische Lage, das parteiinterne Minenfeld und die Kräfteverhältnisse zwischen Fragesteller und Tabuwächter nicht ignorieren. Die Frage lautet also: Wie sehr ist jede inhaltliche Auseinandersetzung mit Wolfgang Gedeons Position von vornherein parteistrategischen Erwägungen unterworfen, vollkommen unabhängig vom Gehalt seiner Äußerungen? Oder noch anders: Kann es überhaupt noch einen Zweifel am indiskutablen Gehalt dieser Äußerungen geben, wenn Sie in der *Jungen Freiheit* – der Parteiphilosoph also im parteikursbeeinflussenden Blatt – das Urteil gesprochen haben?

JONGEN: Das Etikett »Parteiphilosoph« ist mir von den Medien aufgeklebt worden, das verleiht mir sicher keine Sonderrechte. Am Ende wird die Fraktion und niemand anderes über Ausschluß oder Verbleib eines ihrer Mitglieder entscheiden. Allerdings habe ich als Amtsträger der Partei, der ein wenig Einblick in die hier berührten Diskurse hat, auch das Recht, ich meine sogar die Pflicht, mich zu äußern. Ihre Fragen geben mir Gelegenheit, auf ein paar Mißverständnisse hinzuweisen, die es in diesem sehr sensiblen Fall zu vermeiden gilt.

Wenn ich sage, daß die anstehende Entscheidung eine politische ist, dann heißt das zunächst, daß sie keine, jedenfalls keine primär wissenschaftliche ist. Das Gutachterverfahren, so legitim und hilfreich es zweifellos ist, stellt nicht die objektive Eigenschaft »antisemitisch« fest, die an einer Person haftet wie die Farbe Braun an der Erde, und aufgrund derer man quasi im Automatismus den Ausschluß vollziehen könnte. Es zeigt vielmehr, wie die aktuelle historische und politologische Forschung die Äußerungen eines Autors einschätzt, nicht mehr und nicht weniger. Die politische Entscheidung, die danach immer noch zu treffen der Partei nicht erspart bleibt, ist erstens, ob und inwieweit wir der Wissenschaft vertrauen wollen, und zweitens und noch wichtiger, ob wir eine »antizionistische« und »antijudaistische« – mithin auch eine »antisemitische« – Partei sein wollen. Der politische Wille, nicht die wissenschaftliche Wahrheit ist hier das Entscheidende.

Natürlich enthält die Antwort auf die erste Frage bereits ein gewisses Präjudiz über die zweite, denn der Hauptgrund, der Wissenschaft in diesem Fall zu mißtrauen, wäre ja gerade, sie durch zionistische Einflüsse bereits für so weit korrumpiert zu halten, daß ein objektives Urteil gar nicht zu erwarten ist. Umgekehrt hat die Fraktion mit der Berufung auf ein wissenschaftliches Gutachten bereits ihre Distanz zur Gedeonschen Verschwörungslogik signalisiert und eine Art politische Vorentscheidung getroffen, was ich begrüße. Für mein persönliches Urteil kommt es auf das Etikett »antisemitisch« übrigens gar nicht so sehr an, da mir Herrn Gedeons Selbstbeschreibungen als »Antizionist« und Verteidiger eines »wesenhaft antijudaistischen« Christentums völlig ausreichen, um sein extrem polemogenes Weltbild als mit den Grundsätzen und dem historischen Auftrag der AfD unvereinbar anzusehen. Wir dürfen den Kampf des Wolfgang Gedeon nicht zu dem unsrigen machen.

Auf die Tabuzonen des deutschen hegemonialen Diskurses und die »Holocaustindustrie« sollten wir nachher noch zurückkommen, mein Fazit zum zweiten Teil Ihrer Frage lautet: Natürlich gibt es immer eine gewisse Spannung zwischen einer »inhaltlichen Auseinandersetzung« und »parteistrategischen Erwägungen«, aber zwischen beiden einen absoluten Gegensatz zu konstruieren und in der »schmutzigen Strategie« nur eine Korruption des »reinen Inhalts« zu erkennen, würde am Wesen des Politischen vorbeigehen. Schlimm wird es nur dann, wenn man sich aus bloßer Parteistrategie – oder schlicht aus Angst – um die inhaltliche Auseinandersetzung herumdrückt. Dann bestimmt man nicht mehr selbst seinen Kurs, sondern läßt ihn sich von außen, vom hegemonialen Diskurs diktieren.

KUBITSCHKE: Ihr Hinweis auf das Spannungsverhältnis zwischen inhaltlicher Auseinandersetzung und parteistrategischer Erwägung ist wichtig und verweist auf eine Verhaltenslehre, die ich für eine wesentliche Neuerung im Politikbetrieb hielte: Entschleunigung der Vorgänge.

Die Causa Gedeon ist aus meiner Sicht so verfahren, weil die Protagonisten Ihrer Partei noch nicht einmal die berühmte eine Nacht über der Sache schliefen, geschweige denn – das wäre mein Vorschlag – eine ganze Woche. Sie selbst haben sich wohl gründlicher als jeder andere die Schriften Gedeons vorgenommen und aus der Lektüre ein hartes Urteil formuliert. Aber in der guten Woche, die Sie benötigten, haben sich innerhalb der AfD empörte, distanzierende, drohende, fordernde, eingeschnappte, aufmüpfige und schäbige Wortmeldungen zu einem Knäuel ineinandergewickelt, das heillos ist und den sorgsamsten Umgang miteinander fast unmöglich macht. Interessant ist dabei, daß der Druck auf die Partei von außen beispielsweise mitnichten zu vergleichen ist mit dem Druck, dem die CDU im Fall Martin Hohmanns 2003 ausgesetzt war. Den Druck im Fall Gedeon hat die Partei vielmehr vor allem selbst aufgebaut und hat sich dabei leider von selbsternannten Beratern mit weltanschaulichem Hygienefimmel beeinflussen lassen, die – wir erinnern uns – vor einem Jahr noch an Lucke festhielten und nun leider nicht mit ihm den traurigen Weg der ALFA mitvollziehen, sondern bereits wieder alles besser zu wissen vermeinen.

Das führt mich zur zweiten Verhaltenslehre: Neben die Entschleunigung der Beurteilungsgeschwindigkeit könnte die Einordnung treten. Was meint das? Eine knappe Bestandsaufnahme: Wolfgang Gedeon ist einer von zwei Dutzend AfD-Landtagsabgeordneten in Baden-Württemberg und bekleidet weder im Landesverband noch in der Fraktion ein Führungsamt. Er war Kommunist, hat also einen Hang zum Radikalen und zur Wirklichkeitsanpassung an die Theorie. Er hat sich in der rasanten, geradezu überstürzten Aufwuchsphase der Partei durchgesetzt, in einer Phase also, in der weder die thematische noch die personelle Beruhigung eingetreten sein können.

Was meint vor diesem Hintergrund Einordnung? Erstens: Die AfD ist noch keine reife Partei, aber sie wird reifen und wie jede andere Partei das (bereits längst gegebene) Übergewicht der Realos gegenüber den Fundis noch vergrößern. Zweitens: Es besteht in der Frühphase einer Partei keinerlei Notwendigkeit, daß ein Fraktionsvorsitzender seine geradezu historisch wichtige Rolle wegen einer Randfigur aufs Spiel setzt. Denn bevor ein Meuthen ausgetauscht wird, gehen hundert radikal angelegte Charaktere wie Gedeon von Bord.

Ein Drittes: Bei den Grünen tummelten sich im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens knallharte Kommunisten, RAF-Unterstützer, Revolutionäre, Leute, die das System beseitigen wollten und solche, die experimentierfreudig waren bis zur Pädophilie – etwas auch nur annähernd Vergleichbares ist mir aus Ihrer Partei nicht bekannt. Bis heute ist bei den Grünen etwa ein Joscha Schmierer in Amt und Würden, ein Mann, der noch in den Siebzigern Grußadressen an Pol Pot sandte – etwas wiederum auch nur annähernd Vergleichbares ist mir von Wolfgang Gedeon nicht bekannt.

Und wer hätte seine Schriften überhaupt gelesen, wer etwas davon in Politik umzusetzen versucht? Nullkommazwei Prozent der Mitglieder aus Ihrer Partei? Stellt man deshalb eine ganze Partei in Frage oder schreibt man nicht besser, wenn man Jongen heißt, das angekündigte Buch über den psychopolitischen Gang der AfD zu Ende – das dann von fünfundzwanzig Prozent der Mitglieder gelesen und von den Entscheidungsträgern in praktische Politik umgesetzt wird?

Sie sehen: Entschleunigung und Einordnung, und in diesem Zuge parteiinterne Auseinandersetzung respektive Entlarvung der Thesen Gedeons – das wäre ein angemessenes Verhalten. Keine Hysterie, keine Verabsolutierung lagegemäßer Probleme, denn darüber freut sich nur einer: der politische Gegner, der die Selbstschwächung Ihrer Partei wahrnehmen darf.

JONGEN: Sie können mir glauben, daß ich nichts lieber täte, als in aller Ruhe mein Buch zu schreiben und mich um nichts anderes zu kümmern. Das kann ich mir aber – und das kann sich die AfD – nicht leisten. Ein Schweigen der Partei zu Antisemitismusvorwürfen, die ja nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern sich auf einschlägige Zitate berufen können, würde mit jedem Tag dröhnender, weil als Billigung, ja Zustimmung verstanden. Die Fraktion hat sich mit ihrer Entscheidung weit mehr als die »berühmte eine Nacht« Zeit gelassen, zwischen den ersten Beratungen und der Sitzung am 21. Juni lagen über zwei Wochen. Und selbst dann wurde ja noch nichts Endgültiges beschlossen.

KUBITSCHKE: Das meine ich nicht mit Entschleunigung. Zu diesem Zeitpunkt waren ja alle Entweder-oder-Drohungen schon in der Welt.

JONGEN: Ob Jörg Meuthens frühe Festlegung »Entweder Gedeon oder ich« politisch klug war, darüber kann man in der Tat streiten, undenkbar aber, daß der Fraktionsvorsitzende und Bundessprecher in einem solchen Fall erst einmal das Ergebnis eines »entschleunigten Verfahrens« abwartete. Wir wollen Deutschland verändern, ja, aber es wäre eine gefährliche Hybris, zu meinen, wir könnten dabei die elementarsten Regeln der Politik ignorieren.

Freilich – und in diesem Sinn haben Sie mich richtig interpretiert – ist Entschleunigung in einem zweiten Schritt äußerst wichtig. Nicht anstelle der schnellen tagespolitischen Reaktion, sondern in Ergänzung dazu und zur vertieften Begründung, wenn nötig auch zur Korrektur des ersten Schritts. Die AfD ist es ihrem Anspruch auf Systemkritik schuldig, ihre Haltung zu den im Fall Gedeon aufgeworfenen Fragen grundsätzlich zu klären. Es wäre fatal, das vom »System« gebrauchsfertig angebotene Verfahren nach dem Reiz-Reaktions-Schema anzuwenden, Herrn Gedeon auszuschließen und zur Tagesordnung überzugehen. Auch wenn es dieses eine Mal den Richtigen getroffen hätte, wären wir bei einem solchen reflexartigen Vorgehen nicht davor gefeit, daß es beim nächsten Mal den Falschen trifft. Am Ende

hätten wir uns durch mimetisches Verhalten dem Gegner ununterscheidbar angeglichen.

Unser Gespräch hier ist ja bereits Teil dieser metapolitischen Nachbearbeitung, vielleicht sogar ein nicht unwesentlicher. Nun höre ich aber aus Ihren Fragen eine Fehleinschätzung heraus, die der Person Gedeons nämlich. Gedeon ist nicht irgendein Hinterbänkler ohne Einfluß und Bedeutung, wie Sie zu unterstellen scheinen, sondern einer der theoretisch ambitioniertesten Köpfe, die mir in der AfD bekannt sind. Es stimmt zwar gottlob, daß er bei den Mitgliedern mit seinem Anspruch als eine Art ideologischer Präzeptor nicht durchdringen konnte und bei allen Kandidaturen für wichtige Ämter bisher gescheitert ist, aber seine Parteitagsresolutionen zu aktuellen Themen, etwa zur Ukraine-Krise, haben immer wieder viel Zustimmung erhalten. Das ist deshalb so gefährlich, weil er aus seinen grundfalschen Prämissen häufig durchaus richtige Schlüsse zieht. Dadurch entsteht die fatale Suggestion, man müsse »Antizionist« und sogar »Antijudaist« sein, um sich gegen Gender Mainstreaming, gegen die Aggression der NATO gegenüber Rußland oder gegen die Masseneinwanderung glaubhaft wenden zu können. Gedeon möchte diesen Kernpositionen der AfD einen geschichtstheologisch verbrämten ideologischen Überbau verpassen, der nicht nur unnötig, sondern mit seinen offenkundig judenfeindlichen Implikationen extrem schädlich wäre.

Anders als Sie meinen, ist der enorme Druck auf die AfD in der Causa Gedeon auch nicht hausgemacht, sondern resultiert ganz und gar aus der Brisanz der Sache. Im baden-württembergischen Landtag mußte Jörg Meuthen schon gegen »Antisemiten!«-Sprechchöre anreden. Der Autor Wolfgang Gedeon würde uns ja hier nicht weiter beschäftigen, wenn er sich nicht zum Medium einer historisch sehr machtvollen, fast schon archetypischen »großen Erzählung« gemacht hätte, die in nuce besagt, es gebe einen jahrhundertealten Plan zur Vernichtung der Völker und die Hauptdrahtzieher dieses Plans seien die Juden – »zionistische und freimaurerische Cliques«, wie es bei Gedeon heißt.

Der von Gedeon als »Dissident« bezeichnete Horst Mahler – mit dem ihn interessanterweise auch die linksradikale Vergangenheit verbindet – ist seinem Bruder im Geiste jetzt zur Seite gesprungen und hat einen drohenden Brief an die AfD-Landtagsfraktion geschrieben. Im Anhang befand sich ein Pamphlet, das überschrieben ist mit den Worten: »Das Deutsche Volk ist berufen, die Menschheit von Satan zu befreien«. Als »Visitenkarte des Satans« werden im Text die »Protokolle der Weisen von Zion« bezeichnet, die auch Gedeon für »mutmaßlich echt« hält. Mehr muß man, glaube ich, nicht zitieren. Es geht hier nicht um bloßen »Applaus von der falschen Seite«, in Mahlers Irrsinn tritt vielmehr der mythologische Glutkern des Plots offen zutage, der auch Gedeons Erzählmuster bestimmt. Wir betreten hier sozusagen politisch radioaktiv verseuchtes Sperrgebiet.

Die entscheidende Frage für uns als AfD – und erweitert auch für das mit ihr sympathisierende intellektuelle Milieu – lautet, ob wir tatsächlich über ein »Stöckchen« springen, wenn wir uns von einem solchen Abgeordneten trennen, oder ob es gute Gründe gibt, dies ganz unabhängig vom Geschrei des politischen Gegners zu tun.

Wenn ich Sie oben richtig verstanden habe, wenn ich vor allem auch Ihren Artikel »Schlingen im Widerstandsmilieu« in der letzten Ausgabe der *Sezession* richtig gelesen habe, dann sähen Sie

denken« und die man daher ins Widerstandsmilieu eingemeinden soll, oder ist, was ich behaupten möchte, »gut gemeint« nicht manchmal auch das Gegenteil von gut?

KUBITSCHKE: Der gelassene Blick auf die Dinge oder das Gespräch mit Außenstehenden auf die Befangenheit im Betrieb sind heilsam insofern, als dadurch Dimensionen zurechtgerückt werden. Mir bleiben ja nun leider die Ordnungs- und Sortierungskämpfe innerhalb Ihrer Partei nicht verborgen, und ich verstehe unsere Ar-



Marc Jongen: entschlossen



Jörg Meuthen: festgefahren

es als fatal an, wenn Strukturen und Denkweisen der »alten Rechten« in das Terrain eindringen, das die AfD erschlossen hat. Wenn das nun wiederum mehr ist als eine strategische Überlegung – und davon gehe ich aus –, dann muß sich auch angeben lassen, warum das fatal wäre.

Sie sprachen oben – fast schon aus der Warte eines aus der Zukunft auf die »Frühphase der AfD« zurückblickenden Historikers – von notwendigen Reifungsprozessen der Partei, die ihre Zeit brauchten. Das ist sicher richtig, was sich aber aus dieser distanzierten Warte wie ein friedliches, organisches Geschehen anhört, das bedeutet in der konkreten Praxis, die hier und jetzt stattfindet, einen harten Kampf der Argumente. Leider oft auch der Personen, aber das muß uns hier weniger beschäftigen.

Ich würde gerne – wenn ich die Frage- richtung einmal umdrehen darf – von Ihnen als eminentem Vertreter der Neuen Rechten in Deutschland wissen, wie Sie die Positionen eines Wolfgang Gedeon beurteilen. Ist er einer von denen, die, wie Sie schrieben, »gut über das Land

beit als Beruhigungs- und Entschleunigungsversuch – wobei ich völlig illusionslos bin, was die Verbindlichkeit übergeordneter Gespräche angesichts von Karrieretaktik und Einflußarithmetik anbelangt.

Ich komme zu Ihrer sehr wichtigen Frage nach der Bedeutung des Denkens Wolfgang Gedeons für die Neue Rechte in Deutschland. Vorauszuschicken habe ich folgendes: Mir war der Name dieses Autors und Abgeordneten bis vor vier Wochen völlig unbekannt. Ich kenne niemanden, der ihn gelesen hätte, kenne keines seiner Bücher und wurde in meiner über zwanzigjährigen Arbeit als Publizist, Verleger und Veranstalter von Seminaren noch nie auf ihn angesprochen oder hingewiesen. Das will tatsächlich etwas heißen, denn mir und vor allem meiner Frau Ellen Kositzka entgeht nichts von Bedeutung. Die wohlwollende Rezension eines der Bücher Gedeons in der *Jungen Freiheit* haben wir überlesen, sonst hätten wir vielleicht reingeblättert.

Mittlerweile weiß ich ein bißchen mehr, kann aber mit Ihrem Lesepensum nicht mithal-

ten. Ich werde in die Lektüre auch nicht einsteigen, denn von derlei Schriften gibt es ganze Meter, und sie spielen für meine Arbeit und unser »Milieu« keine Rolle. Vergleichen Sie das ruhig mit dem Theoriewust, den Verlage wie Suhrkamp und andere in die linke Bewegung der sechziger bis achtziger Jahre gepumpt haben – nur in völlig anderen Stückzahlen natürlich. Wer hat das gelesen? Und wer war danach noch in der Lage, Politik zu machen?

Zu Gedeon: Er gehört zu jenen, die das, was unserem und anderen Völkern widerfährt,

gespült im Lauf der Dinge, man wird bestimmt durch die nicht hintergehbare Zeit und das daraus bestimmte Sein (Heidegger), man hat keine beliebige Bewegungsfreiheit.

Es ist nun aus meiner Sicht sehr leicht nachvollziehbar, daß gesellschaftspolitisch engagierte Köpfe unserer Grundgestimmtheit fassungslos vor dem Verfall und der Auflösung der Strukturen stehen und innerhalb der geschichtsphilosophischen Erklärungsmodelle nach einem Agens für diese Katastrophe suchen: der deutsche Mensch, der Europäer insgesamt als Opfer



Dieter Stein: hygienisch



Wolfgang Gedeon: versessen

für den Ausdruck eines Ringens machtvoller Akteure halten. Es steckt dahinter das Bedürfnis, den vermeintlich zum straffen, mündigen und dienstbereiten Leben fähigen Menschen als Opfer sehr viel mächtigerer Kräfte zu beschreiben. Im Grunde sind doch alle geschichtsphilosophischen Theorien Beschreibungen großer Bögen, Kreisläufe, Linien, die die weltgeschichtliche Lage bestimmen und mit den Menschen »verfahren«.

Debatten über die Wirkmächtigkeit solcher Groß-Pendel führt unser »Lager« seit jeher. Derlei ist stets weniger historisch, mehr philosophisch gespeist, und ich halte es für eminent wichtig, wenigstens eines dieser Denkgebäude gründlich zu durchwandern und als Willensbremse wirken zu lassen: Im ehernen Zeitalter (Evola), in verblühenden Epochen (Spengler), welthistorischen Häutungen (Nolte) oder Ausstiegsprozessen ganzer Kulturkreise aus der Geschichte (Sloterdijk) ist nämlich selbst mit der größten Willensanstrengung des einzelnen kein beliebiger Staat zu machen: Man wird mit-

einer Großintrige – das nähme ihm die Verantwortung für seinen Zustand, das wäre der ins welthistorische ausgeweitete Dolchstoß in den Rücken derer, die aus freien Stücken niemals so auf den Hund gekommen wären. Wir wären dann nicht mehr verantwortlich für uns selbst, sondern vor allem in der Opferrolle, in der Matrix, fremdgesteuert, im Grunde nicht wir selbst. Und Wolfgang Gedeon? Wer wäre er? Er wäre einer, der sich den klaren Blick nicht hat vernebeln lassen, er wäre eine Widerstandsinsel, ein wirklich Mündiger, einer, der uns zu unserem Eigentlichen führen könnte. Und er wäre gefährdet, weil die entlarvende Wahrheit immer gefährdet ist, denn sie zeigt uns ja den übermächtigen, den nicht für jeden sichtbaren Feind, und warum sollte dieser Feind sich das gefallen lassen – oder auch nur dem Entlarver sein Landtagsmandat?

Vielleicht ist zwischen den Zeilen bereits deutlich geworden, daß ich Welterklärungsmodelle für lehrreich, aber nicht hinreichend halte. Und natürlich habe ich mich auch mit der welt-

historischen Rolle des Volkes ohne Staat beschäftigt: mit dem Judentum, das nicht auf einem Territorium, sondern aufgrund intensiver Identitätserzählung, Abstammungsdisziplin und dem Bewußtsein göttlichen Auserwähltheits sich als unverwechselbare Gruppe behauptete. In der *Sezession* finden Sie aus den Federn von Karlheinz Weißmann (»Biblische Lektionen«), Ernst Nolte (»Was ist Revisionismus?«) und mir selbst (»Wie etwas bleibt«) Aufsätze zur Frage, was in entgrenzter, also globalisierter Zeit von den Vernetzungsstrategien des weltweit hervorragend aufgestellten Judentums zu lernen sei – dies alles vorgetragen ohne Pauschalierung oder die Vermutung, es dabei mit einem fatalen, gegen uns gerichteten Entwurf zu tun zu haben.

Das bedeutet: Den Juden ihre besondere und zweifelsohne welthistorische Rolle abzusprechen, hieße, sie zu verkennen. Das hieße es übrigens auch beim Blick auf unser oder andere welthistorisch wirkmächtig gewordene Völker. Die Geschichte nun trotz all dieser durcheinanderwirkenden Kräfte, Durchsetzungs- und Behauptungsversuche auf den Kampf zwischen jüdischem und christlichem Entwurf zu reduzieren und dabei die Attribute gut und böse, aufbauend und zersetzend, schaffend und raffend zuzuordnen, ist falsch und gefährlich. Derlei Ansätze gab es, gibt es, wird es immer geben, aber, das kann ich als jemand, der das rechtsintellektuelle, konservative Milieu und seine Ränder sehr gut kennt, sicher sagen: Derlei zu schlichte, auf eine Verschwörung abstellende Modelle verfangen nicht. Man sollte ihnen stets die stimmigen Gesellschaftstheorien und historischen Beschreibungen entgegensetzen, die es auf unserer Seite gibt – und die als Chiffre zum Grundbestand unseres Denkens gehören, also weit wirkmächtiger sind als die Arbeiten Gedeons. Zu ihm abschließend noch ein Wort: Er denkt sicherlich gut über unser Land, aber er tut etwas, das unserem Land nicht guttäte, setzte es sich durch. Indes: Das ist ausgeschlossen.

JONGEN: Ausgeschlossen ist das nur dann, wenn man tatsächlich beherzt tut, was Sie zu Recht fordern: den schrecklichen Vereinfachern und Verzerrern vom Schlage Gedeons das besser Gedachte entgegenzuhalten. Darauf zu hoffen, daß sich dieses von alleine durchsetzt, wäre doch ein wenig zu viel des Vertrauens in die allgemeine Verbreitung menschlicher Vernunft. Ich gebe allerdings zu, daß mir als für die AfD Mitverantwortlichem die Gelassenheit in dieser Sache »von Amts wegen« ein wenig abgeht, die Sie sich als »Außenstehender« eher leisten können.

Sie erwähnten die geschichtsphilosophischen Großtheorien, die aus der einen oder anderen Form des Ursprungsdenkens heraus eine Verfallsgeschichte der Kultur entwickeln, und die, indem sie das Wahre und das Gute nicht wie linke Utopien in der Zukunft, sondern im Vergangenen, »Uralten« oder auch Überzeitlichen verorten, so etwas wie die Meistererzählungen des konservativen Denkens darstellen. Die Chiffre »Gedeon« – es geht hier tatsächlich nicht um

einen individuellen Autor, sondern um ein Symptom – steht gleichsam für die verschwörungstheoretische Erzversuchung dieses Denkens. Sogar die von Ihnen erwähnten Großdenker sind, wo man ihnen verschwörungstheoretische Elemente meinte nachweisen zu können, an den Rand der Verfemung gebracht worden – was es heute so schwer macht, an sie positiv anzuschließen.

Der letzte große Angriff der Diskurswächter betraf bekanntlich Martin Heidegger, dem man aus einigen Bemerkungen in seinen *Schwarzen Heften* endgültig den antisemitischen Strick zu drehen versuchte. Wer heute »nachweist«, daß Heideggers Seinsdenken nur eine metaphysische Verbrämung eines vulgären Antisemitismus sei, auf den warten hohe akademische Prämien symbolischer wie auch pekuniärer Art. Unter ähnlichen hoch subventionierten Beschuß könnte bald die gesamte klassische deutsche Philosophie geraten, und man errät schnell, welche Rolle den Wolfgang Gedeons und Horst Mahlers dieser Welt – letzterer begründet seinen glühenden Judenhaß mit Hegel – in diesem Denunziationspiel zukommt: die der nützlichen Idioten, an deren Wahngelbten man die angebliche innere Wahrheit der von ihnen mißbrauchten Theorien abzulesen unternimmt. Nach diesem Muster hat Georg Lukács bereits im Jahr 1954 die gesamte philosophische Entwicklung seit dem deutschen Idealismus als »Zerstörung der Vernunft« interpretiert, als Denk-Zündschnur, die auf Hitler hin abbrannte.

Wer so argumentiert, für den stehen bereits die sehr triftigen völkerpsychologischen Überlegungen, die Sie oben anstellen, unter Rassismusverdacht, da schon bei Erwähnung des Begriffs »Volk« in diesen Köpfen eine Assoziationskette losgeht, die mit innerer Zwangsläufigkeit bei den rauchenden Öfen von Auschwitz endet. Das Fatale an Leuten wie Gedeon ist, daß sie für solche denunziatorischen Interpretationen konservativen Denkens die idealen Steilvorlagen liefern und daß alles, was sie an teils richtigen politischen Forderungen in den Mund nehmen, vom Pesthauch der Judenfeindschaft vergiftet wird. Gäbe es sie nicht, das »System« müßte sie glatt erfinden.

Ich möchte weiterhin die heuchlerischen politischen Instrumentalisierungen des Holocaust kritisieren können, ich möchte nicht schweigen müssen, wenn unsere Bundeskanzlerin die Torheit begeht, die Verteidigung des Staates Israel zur Staatsräson Deutschlands zu erklären. Wie kann ich das noch glaubhaft tun mit einem Wolfgang Gedeon in der eigenen Partei, der uns kaum verklausuliert erklärt, daß »die Juden unser Unglück sind«?

Sie haben vorhin etwas sehr Wichtiges angesprochen, das uns, meine ich, zum Kern des Problems führt: daß es einer Selbstverkleinerung gleichkommt, sich als Opfer einer verschwörerischen Matrix zu sehen, daß es stattdessen notwendig ist, Verantwortung für seine Vergangenheit wie für sein aktuelles Handeln zu übernehmen. Diesen Gedanken möchte ich auf die

Forderung nach einer »ressentimentfreien Rechten« hin verlängern. (Um eine »ressentimentfreie Linke« kämpft man andernorts – oft vergebens, wie wir wissen –, eine analoge Aufgabe besteht aber auch auf rechter Seite.) Hier sollte man sich an Nietzsches unübertroffene Formel vom »amor fati« erinnern: Akzeptanz alles Gewesenen, Verzicht darauf, die Vergangenheit umzulügen oder zurechtzubiegen. Erst dadurch wird man eigentlich frei. Im deutschen Fall sicher keine leichte Aufgabe, aber das ist nun einmal unser Pensum.

Ohne Zorn kann man den politischen Kampf nicht führen, aber es muß ein heiliger, ein gerechter Zorn sein, wenn es ein Kampf für eine gute Sache sein soll. Das Gift des Ressentiments, das sich bei Verschwörungstheoretikern wie Gedeon als mehr oder weniger offene Judenfeindschaft äußert, verdirbt diesen Kampf im Innersten. Auf diese Leute trifft ja das bittere Bonmot voll zu, die Deutschen werden den Juden Auschwitz niemals verzeihen.

Daß wir es den ermordeten Juden und deren Nachfahren schuldig sind, uns gegen solche Tendenzen zu wenden, ist eigentlich selbstverständlich. Wenn man eine gewisse Scheu hat, es auszusprechen, dann deswegen, weil dergleichen Sprechakte zu wohlfeilen Formeln erstarrt und vielfach moralistisch mißbraucht sind. Mehr noch möchte ich hier daher betonen, daß wir es auch uns selbst schuldig sind. Was wäre das für ein armseliges Selbstbild einer Nation, aus dem die bösen Aspekte ausgespart blieben? Und was wäre das für ein Stolz, der nur um den Preis der Ausblendung oder verharmlosenden Zurechtbiegung »gewisser Schandtaten« zu haben wäre – um Gedeons Ausdruck zu verwenden?

KUBITSCHKE: Um zu illustrieren, daß wir uns in der Annahme des Ganzen unserer Geschichte einig sind, will ich zwei praktische Beispiele nennen: Zum einen habe ich auf meiner ersten Rede im Rahmen der Leipziger LEGIDA die Zuhörer an die deutsche Geschichte erinnert und diese Geschichte in einem knappen Abriß vor dem geistigen Auge vorüberziehen lassen. Dazu gehörten neben vielen anderen Gestalten auch die ermordeten Juden, und das ist damals in vielen Briefen und Kommentaren, die ich erhielt, als redlich und souverän vermerkt worden. Die Medien haben das damals entweder verschwiegen oder aber bemängelt, daß dieses Verbrechen von mir in die Geschichte eingereiht worden sei.

Das zweite Beispiel harrt noch seiner Umsetzung: Meine Frau und ich hatten einen sehr bekannten, mittlerweile in hohe politische Ämter aufgestiegenen SPD-Politiker einige Male zu Gast, er arbeitete sich intensiv an unserer Weltanschauung ab. Im Verlauf der stets fruchtbaren Gespräche vereinbarten wir ein publizistisches Projekt: Gemeinsam wollten wir Ende Januar nach Auschwitz fahren, dann von dort aus weiter nach Dresden, jeweils zu den Jahrestagen der Befreiung bzw. der Zerstörung. Danach würde jeder von uns sein Tagebuch darüber ausfertigen, das aus den Fahrten, Gesprä-

chen, Eindrücken und historischen Einordnungen bestehen sollte. Arbeitstitel: »Zwei Orte, zwei Richtungen«.

Ich denke, daß beide Beispiele die zweifache Zugrichtung einer ressentimentfreien Rechten veranschaulichen, und ja, in der Tat: Es gibt vermeintliche Verbündete, die man nicht braucht, und manchmal beruht das Bündnis mit ihnen auf einem Irrtum. Ich meine, daß Wolfgang Gedeon durch seine grundsätzlich in die Irre gehenden Welterklärung beweist, wie wenig er zum Politiker taugt. Ich meine, daß er überschätzt wird und zum »Fall« gemacht worden ist. Ihn wird nicht retten, daß er sich selbst einen Antizionisten nennt, Antisemit oder Judenfeind (Sie verwenden dieses harte Wort) zu sein, jedoch von sich weist. Er hat sich verrannt, sein Antrieb dafür mag redlich gewesen sein, aber das spielt nun keine Rolle mehr. Es gibt nun einmal Themenfelder voller Minen, und nicht immer ist klar, wer sie gelegt hat und warum jemand hineinspringt, um einen möglichst lauten Knall herbeizuführen (auf dessen Wirkung er alle politische Hoffnung setzt).

Unsere tatsächlich historische Aufgabe ist, die Spurbreite des schmalen Grats zu halten und weder den reduzierten Erklärungen des Establishments noch denen falscher, aber suggestiver Theorien zu folgen. Kurz: Wir dürfen keine jener Funktionen annehmen, die das »System« für uns vorgesehen hat. Nur auf diese Weise schaffen wir unserer Zukunftsdebatte einen zur Selbstbehauptung notwendigen Freiraum, und ein solcher ist eine nicht hintergehbare Notwendigkeit. Arnold Gehlen hat das in *Moral und Hypermoral* so ausgedrückt: »Es ist die bedeutendste geschichtliche Leistung einer Nation, sich überhaupt als eine so verfaßte geschichtliche Einheit zu halten, und den Deutschen ist sie nicht geglückt. Die Selbsterhaltung schließt die geistige Behauptung und das Bekenntnis einer Nation zu sich selbst vor aller Welt ebenso ein wie die Sicherheit im großpolitischen Sinne, und diese besteht in der Macht eines Volkes, den physischen wie den moralischen Angriff auf sich unmöglich zu machen.«

JONGEN: Dem ist fast schon nichts mehr hinzuzufügen. Ihre beiden Aktionen sind eindruckliche Beispiele für die Haltung, die ich meine. Daß die vom »Establishment« kontrollierten Medien fortfahren werden, diese Haltung zu diffamieren und zu verzerren und aus untauglichen historischen Parallelen ein Schreckbild für die Bürger zu fabrizieren, ist absehbar, denn es ist das einzige Mittel, das ihnen noch bleibt, den Einsturz ihrer Fassadenrealität hinauszuzögern. Wie schön für den Gegner, wenn dann Leute auftauchen, die sich freiwillig melden, das auf unsere Seite projizierte Klischee in allen Punkten zu erfüllen. Sich mit ihnen aus falschem Trotz zu solidarisieren, ist die Falle, in die die AfD jetzt nicht tappen darf. Dem intellektuellen Freiraum, den Sie fordern und der dadurch offen bleibt, entspricht ja der politische, in dem erst das Neue entstehen kann.

Der auf den vorangegangenen sieben Seiten dokumentierte Briefwechsel wurde am 30. Juni auf dem Netz-Tagebuch der Sezession (sezession.de) veröffentlicht und führte zu einer intensiven Diskussion in den Kommentarspalten. Diese Diskussion zeigte, daß sich Feigheit vor dem Feind vorwerfen lassen muß, wer Gedeons Positionen für falsch, gefährlich oder ahistorisch-schematisch hält und ihnen innerhalb einer Partei keinen Raum gewähren will. Gleichzeitig wird zum Verteidiger Gedeons erklärt, wer für eine weniger hektische und grundsätzliche Auseinandersetzung mit solchen Fällen und Positionen eintritt. Sowohl die eine als auch die andere Lagerzuordnung ist falsch, die Linien verlaufen quer. Jongen und Kubitschek sind sich darin einig, aber sie leiten unterschiedliche Verhaltenslehren daraus ab: Kann man die Lage nicht entspannter wahrnehmen und danach handeln? Nicht in einem so eindeutigen Fall, meint Jongen. Dies zeige, wie wenig frei und anders die AfD agieren zu können glaubt, meint Kubitschek und fragt weiter: Liegt das am mangelnden Selbstvertrauen, an den historisch-politischen Gegebenheiten, an parteitaktischen Überlagerungen oder an den unberufenen aber hysterischen Beratern aus dem eigenen Umfeld?

Marc Jongen und Götz Kubitschek haben ihren Austausch jedenfalls nach der Spaltung der AfD-Fraktion in Stuttgart fortgesetzt (18. bis 20. Juli), eine ausführlichere Fassung ist wiederum auf sezession.de erschienen.

KUBITSCHKEK: Nun ist es passiert. Die AfD-Fraktion in Baden-Württemberg ist gespalten, der Ton ist vergiftet, die Umfragewerte sind eingebrochen und die politischen Gegner reiben sich die Hände, weil auch in der AfD der Parteifreund von heute auf morgen zum Feind werden kann. Welche Bedeutung haben diese Vorgänge für Sie, für Ihre Partei und für die politische Wende in Deutschland? Ich für meinen Teil sehe mich ja bestätigt in der Annahme, daß drei Viertel dieser Auseinandersetzung aus der Partei und den Reinigungsfachkräften um sie herum stammen und nur ein Viertel von außen kam.

JONGEN: Die Situation ist in der Tat verheerend, die Partei befindet sich am Rande einer Existenzkrise. Die Frage, wie es so weit kommen konnte, jetzt richtig zu beantworten, ist das Entscheidende, denn eine falsche Antwort könnte uns beim nächsten Fall dieser Art das Genick brechen. Wenn man aus Ihrer Einschätzung eine allgemeine Handlungsempfehlung ableiten sollte, dann würde diese lauten: Halte bei Vorwürfen von außen in jedem Fall den Ball flach, schließe die eigenen Reihen und stelle dich schützend vor den Angegriffenen – und zwar ganz egal, wie krude, extrem oder abwegig dessen Positionen sein mögen.

Einer solchen Regel möchte ich ebensowenig folgen wie der umgekehrten: hysterisch auf-

springen, sobald der Gegner »Antisemitismus!«, »Rassismus!« oder ein ähnliches Reizwort schreit. Stattdessen meine ich, daß jeder Einzelfall nach unseren ureigensten Kriterien, möglichst unbeeindruckt von denen des Gegners, beurteilt werden muß. Alles andere führt entweder in die Charakterlosigkeit oder in eine nicht mehr zu kontrollierende Radikalisierungsspirale.

Es ist schon richtig, daß die Partei sich vor allem selbst, nämlich durch Uneinigkeit, in die gegenwärtige desaströse Lage manövriert hat. Aber die aus einigen Ecken jetzt zu hörende Erklärung, man hätte den Fall eben parteiintern nicht »skandalisieren« dürfen, ist ein gefährlicher Trugschluß. Hätte die Fraktion Einigkeit gezeigt und Herrn Gedeon ausgeschlossen, nachdem seine parteischädigende Judenfeindlichkeit offenkundig geworden war, dann stünde die AfD jetzt geschlossener und stärker da denn je, man befände sich längst wieder im Angriffsmodus. Das hätte um so mehr auf der Hand gelegen, als der gesamte Bundesvorstand dem Antisemitismus eine klare Absage erteilt hat.

Es ist ja nicht so, um es noch einmal ganz klar zu machen, daß Herr Gedeon innerparteilich in die Kritik geriet, weil er von der »Zivilreligion Holocaust« sprach, oder weil er dafür keine schlimmere Verurteilung als »gewisse Schandtaten« fand. Wäre es nur darum gegangen, wir hätten die Wortwahl vielleicht unglücklich gefunden, aber niemand hätte ernsthaft an einen Ausschluß gedacht. Das Problem war und ist, daß Herr Gedeon ein Weltbild propagiert und der AfD mit großem Ehrgeiz oktroyieren möchte, das vor antisemitischen Stereotypen nur so strotzt. Ich wundere mich, ehrlich gesagt, daß Sie als in der Wolle gefärbter Deutscher und leidgeprüfter Vertrauter mit dem hiesigen System in dieser Frage so relativ sorglos sind.

Läßt man die – primäre – ethische Dimension einmal beiseite und betrachtet das Ganze nur aus parteistrategischer Perspektive, dann muß man doch feststellen: Solange es in der AfD Leute gibt, die manifest antisemitische Positionen aus Gründen der »Meinungsfreiheit« oder warum auch immer meinen verteidigen zu müssen, kann sich der Verfassungsschutz die Mühe ersparen, V-Leute einzuschleusen. Die Partei übernimmt dann ganz aus freien Stücken ihre Umwandlung in den »rechtsextremen Buhmann«, der ja eine wichtige Funktionsstelle im politischen System Deutschlands darstellt. Gerade diejenigen, die hier meinen, »mutig voranzuschreiten«, werden am Ende die nützlichsten Idioten des Systems gewesen sein.

Ich möchte den Teufel nicht an die Wand malen, aber es ist doch angebracht, hier an den Teufelskreis zu erinnern, der neuen rechtskonservativen Parteien in Deutschland zum Verhängnis zu werden pflegt: Man kommt den klischeehaften Erwartungen des Gegners tölpelhaft entgegen, der dies genüßlich ausschachtet, man verbiestert sich daraufhin immer mehr, vernünftige Leute werfen hin, unvernünftige rücken nach, es folgt die Beobachtung durch den Verfassungsschutz. Die tatsächliche Verfassungsfeindlich-

keit muß dann schon gar nicht mehr nachgewiesen werden, da das Projekt vorher bereits tot ist. Dieser sich selbst wahrmachenden Prophezeiung entgeht man nach meiner Überzeugung nicht, indem man ihre Mechanismen ignoriert oder kleinredet, sondern nur durch sehr wohlüberlegte Schritte – und wenn nötig Schnitte – zum richtigen Zeitpunkt.

KUBITSCHKEK: Ich weiß nun, daß der Fall »Gedeon« eine spezielle Sache ist, leider, denn das macht einen Gordischen Knoten aus einer Debatte, die mit ein paar sauberen Schnitten hätte gelöst werden können. Es liegen auch diesmal die sogenannten liberalen den sogenannten grundsätzlichen Teilen der AfD gegenüber, ohne daß sich die grundsätzlichen die Inhalte Gedeons zu eigen machten, dafür aber vehement den liberalen panischen Reflex bekämpfen. Quer zu diesem Frontverlauf legten sich die parteiinternen Auseinandersetzungen der Personalverbände Petry–Pretzel (auf der einen) und Meuthen–Gauland–Höcke auf der anderen Seite darüber, und das führte zu einer Irrationalität in der Debatte, aus der es kaum ein Entrinnen gibt.

Ich habe bisher über diesen Fall entlang der Frage nachgedacht, ob Ihre Partei als blitzblankgewienertes Glashaus oder mit einem gegenüber parteifremden Kräften ausgesprochenen Interventionsverbot weitergekommen wäre. Ich plädiere natürlich entschieden für letzteres: sich jede Intervention von außen verbitten, jede (vor allem jede moralische) Empörung von außen zurückweisen, denn sie kommt aus einem Establishment, das links faselt und rechts lebt und die Konsequenzen einer moralisch aufgeladenen Politik gegen das eigene Volk ebendiesem Volk auflädt. Sie, lieber Herr Dr. Jongen, machen da immer einen falschen Dissens zwischen uns auf: Inhaltlich bin ich ebenfalls für Konsequenz, halte eine Gedeonposition aus grundsätzlich-inhaltlichen Erwägungen ebenso für falsch wie aus strategischen Gründen in einer Partei für fehl am Platz. Strukturell-formal bin ich aber entschieden dafür, dem Establishment die Tür zu weisen und ihm deutlich zu machen, daß man seine Maßstäbe allesamt in Ruhe prüft, bevor man handelt, kurz: daß man der Herr im Eigenen zu bleiben gedenkt.

Indes: Derlei ist nicht möglich, und zwar des Machtheißhungers wegen. Irgendeiner wird immer den Verfahrenskonsens aufkündigen, weil er sich gegen seine eigenen Parteifreunde etwas davon verspricht. Wie jämmerlich, und zugleich: wie absehbar!

JONGEN: Für jemanden, der wie ich aus der Wissenschaft kommt, ist es äußerst ernüchternd, ja geradezu niederschmetternd, zu sehen, wie jede inhaltliche Debatte in der Politik sofort von persönlichen Machtkämpfen überdeterminiert und dadurch fast unmöglich gemacht wird. Um so wertvoller ist der Freiraum hier auf diesen Seiten, wo wir zumindest für die wenigen, die sich einen klaren Kopf bewahrt haben, das Versäumte nachliefern können.

Was den »Dissens« zwischen uns beiden angeht, so scheint mir das Verbindende weit größer als das Trennende, denn Ihre inhaltliche Kritik an Gedeons Position war ja unmißverständlich. Mein Punkt ist nur, daß ein »Interventionsverbot« gegenüber dem Gegner kein möglicher Zug im politischen Spiel ist, vor allem dann nicht, wenn man eine offene Flanke hat, die auch nach eigenem Urteil eine solche ist. Wenn man sich dessenungeachtet die Einmischung »verbittet«, dann deckt man – wissentlich oder aus Ungeschicklichkeit – eine Position, die man gar nicht vertreten will.

Sich eine solche Schwachstelle einzugestehen, ist natürlich immer bitter, in diesem Fall doppelt und dreifach, denn die AfD ist gewiß nicht angetreten, um zum x-ten Mal an das besondere Verhältnis zwischen Deutschen und Juden zu erinnern. Ihre Rolle besteht vielmehr darin, dem politischen Mißbrauch dieser Erinnerung und der übertriebenen Kultivierung von Schuldgefühlen, unter denen wir in Deutschland leiden, entgegenzuwirken. Insofern ist mir der Artikel zur Gedeon-Affäre in der *Jungen Freiheit* nicht leicht gefallen, und ich hoffe, daß es für dergleichen so bald nicht wieder Anlaß gibt.

Das Notwendige in solcher Lage trotzdem zu sagen, dünkt mich übrigens nicht unbedingt »liberal«, aber durchaus »grundsätzlich«, um Ihre Ausdrücke aufzugreifen. Grundsätzlicher jedenfalls als ein prinzipieller und damit gedankenloser Applaus für jegliche radikale Verlautbarung (den Sie, ich weiß es, nicht meinen, mit dem aber einige Ihre Position verwechseln).

Ich glaube, es ist uns als AfD noch nicht so recht bewußt geworden, daß wir jetzt die Rolle innehaben, die Franz Josef Strauß damals der CSU zgedacht hatte. Wir sind gewissermaßen für die Sicherung der parlamentarischen Außengrenzen nach der rechten Seite hin zuständig, womit wir zurzeit noch offenkundig überfordert sind. Dafür muß man ein Stück weit Verständnis haben, denn eine harte, grundsätzliche Opposition zum Establishment aufzubauen, sich dafür als Nazis beschimpfen zu lassen und zugleich – die eigene künftige Regierungsrolle antizipierend – extremistischen Ausreißern aus den eigenen Reihen staatstragend entgegenzutreten, all das zusammen ist ein bißchen viel verlangt.

KUBITSCHKEK: Es mag sein, daß die AfD die Rolle einer Kantenschere nach rechts zugeschrieben bekommt, aber sie sollte darüber nie vergessen, daß dieses »ganz rechts« vor allem ein Popanz ist, eine moralische Keule und eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Sozialpädagogen, publizistische Groupies, allerlei Stiftungen, Initiativen und politische Hinterbänkler. Die eigentliche Rolle der AfD ist die parteipolitische Organisation einer Wende in und für Deutschland, und auf diesem Weg war auch Wolfgang Gedeon als einer unter hundert Mandatsträgern ein Stückchen weit mit dabei. Daß Jörg Meuthen seinetwegen vielleicht auf der Strecke bleibt, war nicht nötig. ■

Der Sommer bei Antaios

Götz Kubitschek

**DIE SPURBREITE DES
SCHMALEN GRATS**

286 S., gebunden, 19 €

Wir sind rechts. Wir sind Akteure, wir haben Einfluß. Wir tragen Verantwortung und sind auf schmalen Grat unterwegs. Das ist riskant. Aber er muß gewagt werden, dieser Gang.



Jack Donovan

DER WEG DER MÄNNER

232 S., Broschur, 16 €

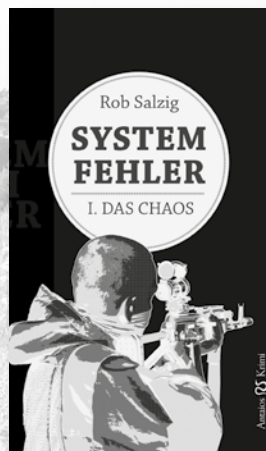
Ein starker Text gegen Gender-Trend und Verweichlichung – für eine Reconquista männlicher Ideale und die Re-Polarisierung der Geschlechter. Mit Nachworten von M. Lichtmesz und Ras-kolnikow.

Akif Pirinçci

**AKIF AUF ACHSE. »DAS
SCHLACHTEN HAT BEGON-
NEN« UND ANDERE TEXTE**

232 S., Broschur, 14 €

Der alltägliche Wahnsinn: *Akif auf Achse* mit allen Texten, die Pirinçci auf der »Achse des Guten« veröffentlichte – und solchen, die dort nicht mehr erscheinen konnten.



Rob Salzig

**SYSTEMFEHLER. BAND I:
DAS CHAOS**

296 S., Broschur, 14 €

Der erste Krimi bei Antaios: Eine Frau wird zu Tode vergewaltigt, ihr Verehrer dreht durch, eine Bombe explodiert – und dann bricht das Chaos aus ...

Band 2 (*Der Aufstand*) erscheint im Herbst.

VERLAG  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 9 09 41 · Fax: (034632) 9 09 42 · e-Post: vertrieb@antaios.de

www.antaios.de

Deutschland im Weltbürgerkrieg der Ideologien

von Siegfried Gerlich

Der Autor trug im Rahmen des IV. Kongresses des Instituts für Staatspolitik zum Thema vor. Seine Ausführungen erscheinen hier in gekürzter Fassung.

Im Rückblick scheint sich der Zeitraum von 1914 bis 1945, in dem zwei Weltkriege ausgetragen wurden, zu einer einzigen Weltkriegsepoche zu verdichten, denn die Pariser Friedenskonferenzen von 1919 hatten keinen Weltfrieden gestiftet, sondern lediglich eine Zwischenkriegszeit eröffnet, die zudem von Chaos und Bürgerkrieg gezeichnet war. Und die ideologische Markierung von transversalen Frontlinien, die sowohl zwischen Staatsmächten als auch zwischen Bürgerparteien verliefen, sollte dieser Epoche insgesamt den Charakter eines Weltbürgerkrieges der Ideologien verleihen.

Der Erste Weltkrieg, der 1914 noch als europäischer Staatenkrieg im alten Stil begonnen hatte und nach der Intervention einer raumfremden Großmacht 1918 mit der Niederlage der Mittelmächte endete, ging infolge der Oktoberrevolution in einen europäischen Bürgerkrieg über, der hierzulande in der Novemberrevolution sowie den späteren Parteien- und Klassenkämpfen der Weimarer Republik zutage trat. Immerhin hatte die bolschewistische Revolutionspartei, die 1917 in Rußland zur Macht gelangt war und sich bereits 1919 in dem gewaltigsten Bürgerkrieg der Weltgeschichte begriffen sah, von Anfang an eine ideologisch begründete internationalistische Ausrichtung, und dies sollte schließlich andere europäische Nationen zur Formierung nicht minder ideologischer transnationaler Gegenrevolutionen faschistischen Typs herausfordern. Wenn daher mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auch der ideologische Bürgerkrieg in einen heißen Zustand versetzt und in weite Räume getragen wurde, so begann dieser doch weder erst 1939, noch endete er schon 1945. Vielmehr mündete dieses Weltbürgerkriegsgeschehen unter charakteristischer Verschiebung der Freund-Feind-Konstellationen in einen Kalten Krieg ein, der die ganze Welt in den permanenten Krisenzustand atomarer Kriegsdrohungen und asymmetrischer Stellvertreterkriege versetzte.

Fragile Errungenschaften des klassischen europäischen Völkerrechts wie der nicht-diskri-

minierende Kriegsbegriff, das staatliche Kriegsmonopol und die gehegte Kriegführung waren freilich schon im Ersten Weltkrieg in Frage gestellt worden. Aber erst in dem zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus ausgefochtenen Kernkonflikt des Zweiten Weltkriegs stießen mit Ideologien bewaffnete Bürgerkriegsparteien als totalitäre Ideologiestaaten mit diskriminierenden Feindbegriffen und totaler Kriegsbereitschaft aufeinander, um ganz Europa in ein Chaos zu stürzen, das sich wie ein Rückfall in jene dreißig Jahre währende Anarchie ausnahm, die der neuzeitlichen Staatenordnung vorausgegangen und von ihr überwunden worden war. Nicht nur aufgrund seiner Dauer, sondern zumal angesichts seiner nachhaltigen Verwüstung des europäischen Kontinents ist dieser Weltbürgerkrieg auch als »Zweiter Dreißigjähriger Krieg« bezeichnet worden. Und sofern die ihn motivierenden Ideologien als »politische Religionen« die Massen ergreifen konnten, ist es nicht zuletzt sein Charakter als Glaubenskrieg der besonderen Art, was diesen Titel rechtfertigt.

Auch für Carl Schmitt wiederholten sich in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts »mit säkularen Parolen und in globalen Dimensionen« nur die Konfessionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts. Allerdings verwies er mit seiner Rede von »säkularen Parolen« zugleich auf die historische Distanz und die substantielle Differenz zwischen der durch die Glaubensspaltung politisch virulent gewordenen christlichen Religion des späten Mittelalters und den antichristlichen politischen Religionen der späten Neuzeit. Schmitt nämlich verstand unter »Säkularisierung«, dem ursprünglichen kirchenrechtlichen Sinn dieses Wortes gemäß, die illegitime Usurpation geistlicher Rechtsbegriffe und Besitzstände durch weltliche Gewalten. Nach dieser Maßgabe konnte er in begriffssociologischen Analysen auch »alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre (als) säkularisierte theologische Begriffe« ausweisen: So hatte sich der »allmächtige Gott« zum »omnipotenten Gesetzgeber« und das »Wunder« der Theologie zum »Ausnahmestand« der Staatsrechtslehre verweltlicht. Die heimliche Fortgeltung eines theologischen Weltverständnisses erstreckte sich indessen auf den neuzeitlichen Säkularisierungs-

prozeß im ganzen: Der Übergang vom noch theologisch gebundenen 16. Jahrhundert zum metaphysisch geweiteten 17. Jahrhundert hatte mit seinen wissenschaftlichen Entdeckungen die hohe Zeit des europäischen Rationalismus eröffnet. Im 18. Jahrhundert wurde sodann im Zeichen von Aufklärung und Humanismus ein evolutionärer oder auch revolutionärer Fortschrittsglaube gestiftet, der den Glauben an die göttliche Vorsehung zu beerben schien und somit »nur säkularisiertes Judentum und Christentum war und seine ›Eschata‹ von dort bezog«. Und das im Laufe des 19. Jahrhunderts heraufziehende, ökonomisch geprägte »Zeitalter der Sekurität« wurde schließlich von einer »dumphen Religion der Technizität« beherrscht, welcher das »Paradies einer technisierten Erde und einer durchorganisierten Menschheit« vor Augen stand. Dergestalt fand nach Schmitt eine schrittweise voranschreitende »Entgöttlichung und Entchristlichung der Welt« statt, die jedoch mit einer fortschreitenden »Selbstermächtigung des Menschen« zu einem rein innerweltlichen Heilsstreben einherging, das weiterhin von religiösen Antriebskräften zehrte.

Schon Max Weber hatte den »Geist des Kapitalismus« aus der protestantischen Ethik und deren asketischer »Rationalisierung der Lebensführung« hergeleitet, nicht ohne den tiefsten Ursprung der modernen Säkularität in jener »Entzauberung der Welt« zu erblicken, die mit dem alten Judentum eingesetzt hatte und sich im neuzeitlichen Puritanismus nur fortsetzte. Ganz ähnlich stellte auch Karl Löwith die moderne geschichtsphilosophische Auslegung der »Weltgeschichte als Heilsgeschehen« als bloße Vollendung eines bereits im alten Christentum vorgezeichneten Säkularisierungsgeschehens dar. Anders als Schmitt sah Löwith darin aber keinen illegitimen Vorgang, war er doch mitnichten der Ansicht, daß die Lehren altertümlicher oder mittelalterlicher Theologen bei den neuzeitlichen Philosophen gleichsam in die falschen Hände geraten seien. Weit davon entfernt, der Geschichtsphilosophie eine geistige Expropriation des Christentums vorzuwerfen, beglaubigte Löwith sie vielmehr als legitimen Erben der Geschichtstheologie; und wenn er die Fortschritts- und Menschheitsutopien von Vico bis Marx dennoch für einen Irrweg hielt, so deshalb, weil die heilsgeschichtliche Deutung des Weltgeschehens schon bei Augustinus ein einziger Irrtum gewesen war. Die Legitimität dieser philosophischen Beerbung theologischer Traditionsbestände behauptete ferner auch Jacob Taubes, der im Unterschied zu Löwith jedoch keine verhängnisvolle, sondern eine verheißungsvolle Kontinuität darin erblickte und zudem die religiösen Ursprünge der säkularen Geschichtsphilosophie nicht erst in der christlichen Eschatologie, sondern bereits in der jüdischen Apokalyptik aufsuchte. So begegnete Taubes jenem »dämonisch zerstörenden Element«, das sich in der »politischen Theologie« der Babylonischen Exilsperiode herauskristallisiert hatte, im anarchischen Untergrund der abendländischen Phi-

losophie, vor allem aber in der dialektischen Unruhe des deutschen Idealismus wieder. Immerhin war es Hegels revolutionäre Dialektik selbst, die den Zusammenbruch seines Systems herbeiführen sollte, um endlich im jüdischen Marxismus zu ihrer wahren Gestalt zu finden und zur materiellen Gewalt zu werden. Damit rückte Taubes wiederum in feindliche Nähe zu Carl Schmitt, der gleichfalls der Auffassung war, daß der subversive Anarchismus wie der revolutionäre Marxismus jüdische Ursprünge hätten und die christlich geprägte Staatenwelt Europas bedrohten. Gleichwohl konnte beider Gesinnung gegensätzlicher nicht sein, denn während Taubes die Revolutionierung alles Bestehenden herbeisehnte, war es Schmitt gerade um die Rettung der bestehenden Weltordnung zu tun, konnte er sich doch keine Diktatur denken, die schlimmer wäre als der offene Bürgerkrieg.

Tatsächlich brach im 20. Jahrhundert ein neues »politisch-theologisches Zeitalter« an, welches ungeahnte religiöse Energien freisetzte, die in den Bürgerkriegsphilosophien dieser Epoche selbst lauerten und nur auf ihren Einsatz warteten. Für Carl Schmitt lag die ganze Tragik der Säkularisierung der Neuzeit darin beschlossen, daß die Rationalisierung und Neutralisierung des einstmaligen absolutistischen Ordnungsstaates zu einem liberalen Staatsbetrieb selbst die Voraussetzungen für diese gefährliche Epochenwende geschaffen hatte – nachdem das große historische Verdienst des neuzeitlichen Staates gerade die Überwindung der religiösen Bürgerkriege gewesen war. Immerhin hatte die neue völkerrechtliche Ordnung des *Ius publicum europaeum* die Verstaatlichung des Krieges durchgesetzt und dadurch eine Hegung und Humanisierung der zwischenstaatlichen Kriegführung bewirkt.

Die innerstaatliche Pazifizierung der konfessionellen Bürgerkriegsparteien aber war dem absolutistischen Fürstenstaat durch eine Neutralisierung der Kriegsursachen gelungen: Auf der einen Seite bestand diese in einer Entmoralisierung der Politik, wie sie sich in der Staatsräson aussprach, nicht mehr über Gut und Böse zu richten, sondern nur mehr über Krieg und Frieden zu entscheiden. Denn einsichtig ließ sich allein durch die moralische Neutralität des Staates jener religiöse Fanatismus bändigen, der den Konfessionen Motive schlimmster Inhumanität geliefert und den ganzen Kontinent in einen *Bellum omnia contra omnes* gestürzt hatte, in welchem der Zweck alle Mittel heiligte. Um Frieden und Sicherheit im Staate zu gewährleisten, durfte der souveräne Fürst seinen Untertanen absoluten Gehorsam abverlangen, nicht ohne ihnen im Gegenzug absolutistischen Schutz zu bieten und seine Souveränität in der Niederhaltung des allzeit drohenden Bürgerkrieges zu bewahren. – Und auf der anderen Seite bedeutete jene Neutralisierung eine Entpolitisierung der Religion, die zunächst zur Staatssache erklärt und später als Privatsache entstaatlicht wurde. War das *Cuius regio eius religio* die Pazifizierungsformel des Absolutismus des 18. Jahrhunderts, so zerfiel im Liberalismus des 19. Jahrhunderts

die *religio* ihrerseits in *confessio* und *fides*, in öffentliches Bekenntnis und privaten Glauben.

Die fortschreitende Verdrängung von Glauben und Gewissen aus dem politischen und öffentlichen Raum sorgte indessen nicht nur für äußere Stabilität und Zivilität, sondern ließ auch eine rein innerliche moralische Welt entstehen, die sich schon bald in einem weltfremden Moralismus verlor, der die Vernunft des Staates nicht mehr verstand. So entfaltete sich in der machtgeschützten Innerlichkeit dieses außerstaatlichen Raumes mit der Freiheit des protestantischen oder katholischen Christenmenschen auch die Freigeisterei einer philosophischen und literarischen Aufklärung. Nach Reinhart Koselleck fanden sich Geheimbünde und Gelehrtenrepublikaner, Freimaurer und Illuminaten, Mystiker und Pietisten, Kosmopoliten und Emigranten zu einer »moralischen Internationale« zusammen, die vorerst noch im Geheimen wirkte, insgeheim aber eine philosophische Weltordnung an die Stelle der bestehenden politischen Staatenordnung zu setzen trachtete. Erst allmählich bildete sich aus solcher untertänigen Privatheit eine bürgerliche Öffentlichkeit heraus, die sich endlich anschickte, offen politisierend über den Staat selbst Gericht zu halten. Und als nach einer langen Zeit des Friedens und der Sicherheit die Erinnerung an das Grauen der religiösen Bürgerkriege und die Zivilisierungsleistung des absolutistischen Staates verblaßt war, konnten die einstweilen geschichtsphilosophisch dynamisierten Utopien eines ewigen Friedens oder einer staatenlos geeinten Menschheit größte Verführungskraft entfalten, zumal sich der zu ihrer Verwirklichung unvermeidliche revolutionäre Bürgerkrieg bequem zu einem moralischen Weltgericht mit vorhersehbarem Ausgang verklären und verharmlosen ließ. Somit eröffnete gerade das universalistisch-utopische Menschheitspathos von Aufklärungsmoral und Geschichtsphilosophie den Horizont von Weltrevolution und Weltbürgerkrieg.

Im Anschluß an Reinhart Koselleck, der den Verfall des französischen Absolutismus und den Aufstieg der Aufklärung bis zur Französischen Revolution feinsinnig nachgezeichnet hat, hat Hanno Kesting weitblickend jenes permanente Revolutionsgeschehen ins Visier genommen, das sich vollends nach der Russischen Revolution über die ganze Welt ausbreiten und bis in den Ost-West-Konflikt hinein fortsetzen sollte. Entsprechend unterscheidet Kesting zwischen dem »europäischen Bürgerkrieg«, den er 1789 beginnen und über die Etappen von 1830, 1848, 1870/71 bis 1914 verlaufen läßt, und dem vollausgebildeten »Weltbürgerkrieg der Ideologien«, den er 1917 mit der Gründung der Sowjetunion und dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten ausbrechen sieht. Bevor sich dieser Weltbürgerkrieg aber zu einem weltweiten Bürgerkrieg ausweitete, war er ein Krieg der Weltbürger gewesen. Es lag in der Fortschrittsdynamik der vom europäischen Bürgertum getragenen Geschichtsphilosophie selbst begründet, daß diese sogleich dialektisch über sich selbst

hinaustrieb, um sich im 19. Jahrhundert in die Bürgerkriegsphilosophien des liberalen »Bourgeois« und des linken »Citoyen« aufzuspalten. Staatsförmig entzweiien sollten sich diese brüderlich verfeindeten Fortschrittsparteien jedoch erst im 20. Jahrhundert, als der moderate Liberalismus im Amerikanismus und der radikale Sozialismus im Bolschewismus zu weltpolitischer Gestalt fanden. Dabei brachte gerade die wechselseitige Feindschaft ihrer transnationalen Messianismen eine tiefere politisch-theologische Wahlverwandtschaft zum Vorschein: Was bei den US-Amerikanern der calvinistische Glaube war, zu den Auserwählten des »neuen Israel« zu gehören und nicht nur in »Gottes eigenem Land« zu leben, sondern auch zu einer notfalls kriegerischen Missionierung der »alten Welt« berufen zu sein, das war bei den SU-Russen die proletarische Mission einer Weltrevolution, die es zur Befreiung der Menschheit durch einen antiimperialistischen Bürgerkrieg voranzutreiben galt.

So läutete der Erste Weltkrieg den Untergang der Epoche der geordneten Staatlichkeit wie des gehegten Staatenkrieges ein und brachte den »gerechten Krieg« wieder zu Ehren, dem immer schon die Tendenz zu einem totalen Krieg innewohnte. Die entscheidende Wendung zu einem diskriminierenden Kriegsbegriff, der den Gegner nicht mehr als würdigen Feind anerkannte, sondern zum vernichtungswürdigen Verbrecher erniedrigte, wurde mit dem 1917 erfolgten Kriegseintritt der USA vollzogen, deren Vorstellung vom Krieg sich bezeichnenderweise an den Erfahrungen zweier großer Bürgerkriege gebildet hatte. Unverhohlen nannte der amerikanische Präsident Wilson den Krieg gegen das Deutsche Reich »einen heiligen Krieg, den heiligsten aller Kriege«, und seine Soldaten galten ihm als »Kreuzfahrer« und Vorkämpfer eines »transzendenten Unternehmens«. Der russische Revolutionsführer Lenin wiederum suchte diesen »imperialistischen Völkerkrieg« umzuwandeln, nicht ohne gleichfalls die Vernichtungswürdigkeit des Klassenfeindes herauszustellen.

Im Europa der Zwischenkriegszeit war indessen auch eine radikal rechte Front aufmarschiert, die sich weniger der kapitalistischen als der kommunistischen Fortschrittsfront entgegenstellte, da sie Kolonialismus, Imperialismus und Rassismus eben nicht als Menschheitsverbrechen, sondern als naturgegebene und darum verteidigungswerte Ausdrucksformen der weißen Kulturasse betrachtete. Folgerichtig entfesselte der deutsche Reichskanzler Hitler mit dem Zweiten Weltkrieg einen ebenso antislawischen wie antisemitischen »Rassenkrieg«, der aber nicht nur auf die Wiederherstellung einer aristokratischen Rassenordnung, sondern überdies auf eine Weltheilung vom Grundübel des »jüdischen Bolschewismus« abzielte, der sich ihm von Moses bis Lenin zu erstrecken schien. Indem Hitler noch und gerade bei der Judenvernichtung von dem Glauben beseelt war, nur das »Werk des Herrn« zu verrichten, zog er aus der unerbittlichen Vernichtungslogik des gerechten, totalen Krieges aller

dings die äußersten Konsequenzen. Gleichwohl wurde dieser Krieg an allen Fronten als ein politisch-theologischer Kreuzzug zum Wohle, zur Befreiung oder eben zur Heilung der Menschheit geführt. – Als jedoch nach der vernichtenden Niederlage der faschistischen Achsenmächte der antifaschistische Kompromiß zwischen den Alliierten wieder aufgekündigt wurde, sollte die ältere Feindschaft zwischen dem bürgerlichen und dem sozialistischen Lager in weltpolitischen und großräumigen Dimensionen erneut hervortreten. Der ursprünglich zwischen den kontinentalen Fortschrittsparteien ausgebrochene europäische Bürgerkrieg kam in dem kalten Weltbürgerkrieg zwischen einer kapitalistischen und einer kommunistischen Weltmacht zum Stillstand, in welchem nicht nur Deutschland als das Herzstück Europas, sondern nahezu die ganze Welt aufgeteilt und unter eine amerikanisch-russische Doppelhegemonie gezwungen wurde.

In Kestings ideologehistorischer Großperspektive stellt sich der Krieg zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus freilich als ein bloßes Intermezzo in jenem länger währenden ideologischen Bürgerkrieg zwischen Liberalismus und Sozialismus dar. Tatsächlich hebt Kesting immer wieder die historische Schwäche der rechten Bürgerkriegspartei hervor, die den krisenhaften und letztlich katastrophischen Verlauf einer in Permanenz versetzten Weltrevolution zwar realistisch eingeschätzt habe, den optimistischen und utopischen Geschichtsphilosophien aber lediglich ein pessimistisches und katastrophisches Geschichtsdenken entgegensetzen konnte, das auf lange Sicht gegen den Geist des Fortschritts, der die Weltgeschichte eben zum Heilsgeschehen bestimmte, keine Chance hatte. Dabei hält Kesting es für eine besondere Tragik, daß gerade in Deutschland, welches das geistige Potential zu einer würdigen »Revolution von rechts« gehabt habe, die Nationalsozialisten zur Macht gelangten, um die Programme der »konservativen Revolutionäre« zu plündern und damit nachhaltig zu diskreditieren. Vor diesem Hintergrund zieht Kesting die trostlose Bilanz, Europa habe in der Weltbürgerkriegsepoche seinen Auftrag verfehlt, die Aufteilung der Welt zwischen den USA und der UdSSR zu verhindern.

Waren es Schmitt und Kesting, die das Konzept des Weltbürgerkrieges in die Geschichts- und Politikwissenschaft eingeführt hatten, so ist es von Ernst Nolte mit bemerkenswerten Perspektivwechseln und Akzentverschiebungen weitergedacht worden: Zunächst stellt Nolte die Feindschaft zwischen dem linken und dem liberalen Lager auffällig zurück, um statt dessen jene von Kesting vernachlässigte Feindschaft zwischen dem linken und dem rechten Lager um so deutlicher herauszustellen. Des weiteren gibt Nolte zu bedenken, daß die Linke und die Rechte anfangs legitime Parteiungen innerhalb des liberalen Systems selbst gewesen waren, bevor sie sich zu antiliberalen Bewegungen und totalitären Staaten verselbständigten. Und schließlich erhebt Nolte den Faschismus, der bei Kesting zu einer

Episode des Weltbürgerkrieges herabsank, zum Signum dieser ganzen Epoche.

Als neuartigste und repräsentativste Erscheinung der Weltbürgerkriegsepoche gilt Nolte der Faschismus schon deshalb, weil er dem Krieg »als sein eigenstes Kind entwuchs und nach eingeborenem Gesetz ihn wieder zu erzeugen strebte«. Aber auch dessen innerer Bezug zur Kriegsideologie des Feindes tritt in Noltens phänomenologischer Wesenbestimmung klar hervor: »Faschismus ist Antimarxismus, der den Gegner durch die Ausbildung einer radikal entgegengesetzten und doch benachbarten Ideologie und die Anwendung von nahezu identischen und doch charakteristisch umgeprägten Methoden zu vernichten trachtet.«

Nicht zuletzt in seiner ideologehistorischen Retrospektive bringt Nolte die Bedeutung der revolutionären Geschichtsphilosophie für das Entstehen eines gegenrevolutionären Geschichtsdenkens in Erinnerung, um den für alle europäischen Faschismen konstitutiven Antimarxismus als dessen späteste und radikalste Ausprägung zu erschließen. Diese vornehmlich in Frankreich beheimatete gegenaufklärerische Geistesströmung, die mit Louis de Bonald und Joseph de Maistre noch katholische Gründerväter hatte, nahm bereits bei Arthur de Gobineau eine antichristliche und bei Édouard Drumont und Maurice Barrès zudem eine integral nationalistische Wendung, bevor sie endlich in der radikal antisemitischen Rassenlehre von Charles Maurras ihren ideologischen Zielhafen fand. Zu dessen Action française, die Nolte zum exemplarischen französischen »Frühfaschismus« stilisiert, sollte der italienische »Normalfaschismus« alsbald das realpolitische Gegenstück bieten; denn anders als Maurras, der stets ein elitärer Theoretiker blieb, trumpfte Mussolini von vornherein als Mann der Praxis auf, der sich »durch die Berufung auf den Vorrang der Tat die konsequente Ausbildung einer Doktrin erspart« hat. Und gemessen an Mussolinis zwar dynamischem, aber von »mangelnder geistiger Konsistenz« zeugendem Denken imponiert wiederum Hitlers statische Weltanschauung als ein Ideengebäude, »dessen Folgerichtigkeit und Konsistenz den Atem verschlägt«. Dergestalt präsentiert Nolte den deutschen »Radikalfaschismus« als eine Synthese aus der »Theorie« der Action française und der »Praxis« des italienischen Faschismus: Indem Hitler Maurras' »Gehirn« und Mussolinis »Faust« kombinierte, prägte er jenen »neuen politischen Stil«, den schon der Begründer der Action française gefordert hatte.

Seine maßgebliche Prägung erhielt der neue politische Stil des Nationalsozialismus aber nicht durch seine Vorläufer, sondern durch seinen Hauptfeind. Schon der junge Hitler wurde nach seinen Erfahrungen mit den deutschen Kommunisten und ihren zahlreichen jüdischen Anführern von obsessiven Vernichtungsängsten heimgesucht. In einer 1922 verfaßten Denkschrift Hitlers heißt es: »Ein Sieg der marxistischen Idee bedeutet die vollständige Ausrottung der Gegner (...) Die Bolschewisierung Deutschlands jedoch bedeutet die

Vernichtung der gesamten christlich-abendländischen Kultur überhaupt.« So trieben Furcht und Haß auf Bolschewismus und Judentum bei Hitler den Willen zu militanter Gegenwehr und massiver Vergeltung hervor. Um aber zum »Zerbrecher des Marxismus« werden zu können, setzte Hitler alles daran, eine antibolschewistische Partei von bolschewistischer Geschlossenheit aufzubauen und München zum »Moskau unserer Bewegung« zu machen, nicht ohne den roten Terror und die rote Propaganda unter braunen Vorzeichen zu kopieren und das Feindbild des »Kapitalisten« mit dem des »Juden« zu parieren. Schon 1920 hatte Hitler ausgerufen: »Es darf nicht heißen: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!, sondern der Kampf ruft: Antisemiten aller Länder, vereinigt euch!« Somit fungierte der Bolschewismus für den Nationalsozialismus als Schreckbild und Vorbild zugleich, und folgerichtig sieht Nolte zumal in den bolschewistischen Massenverbrechen ein Prius, das den nationalsozialistischen Massenverbrechen nicht nur historisch vorausging, sondern ihnen auch konditional zugrunde liegt. Nach Maßgabe dieses »kausalen Nexus« deutet Nolte den »Rassenmord« an den Juden daher als eine ins Wahnhafte überschießende Vergeltungsmaßnahme für den »Klassenmord« an den Kulaken, wobei er dem »irrationalen Überschuß« in Hitlers Vernichtungsantisemitismus allemal größere Bedeutung beimißt als dessen »rationalem Kern«.

Infolge seiner biologischen Kopie des bolschewistischen Originals mußte der Nationalsozialismus freilich unweigerlich den Charakter eines rassenantisemitisch zugerüsteten »Bolscho-Nationalismus« annehmen. Von Konservativen bis zu Sozialdemokraten reichte denn auch das Spektrum seiner Gegner, die in ihm nur einen »deutschen« oder »braunen Bolschewismus«, einen »Rechts-« oder »Hitler-Bolschewismus« sehen konnten. Im Gegenzug schien sich in der Periode des Stalinismus aber auch der Sowjetmarxismus in manchen seiner Charaktere dem Faschismus anzuverwandeln. Für den Kommunisten Franz Borkenau hatte sich die Sowjetunion bereits 1929 »unter die totalitären, die faschistischen Mächte« eingereiht, und 1939 glaubte der Rätekommunist Otto Rühle angesichts eines »braunen« und eines »roten Faschismus« in einer Epoche des »Weltfaschismus« zu leben. Sogar Stalin selbst profilierte sich als linker Revisionist, indem er in seinen späten Schriften eine bis 1939 reichende »nicht-imperialistische Phase« des Nationalsozialismus wohlwollend anerkannte. Leo Trotzki hatte indessen schon 1930 für Stalins Programm des »Sozialismus in einem Lande« selbst den Ausdruck »Nationalsozialismus« verwendet, wengleich ihm eine blanke Identifizierung mit der Bewegung Hitlers ebenso fernlag wie nachmals Nolte, der in Anbetracht von Stalins Massenmorden an russischen Juden im Spätstalinismus einen »antikompolitisch und antisemitisch orientierten National-Sozialismus« erblickte.

Jedenfalls schienen Nolte diese phänomenalen Konvergenzen in dem Grundcharakter dieser

»irregulären Revolutionen« selbst angelegt und bereits in ihren historischen Anfängen nachweisbar zu sein: In Rußland hatte 1917 »die rechteste unter den linken oder revolutionären Parteien« die Macht ergriffen, und in spiegelbildlicher Entsprechung war 1933 in Deutschland »die linkeste der rechten oder gegenrevolutionären Parteien« zur Staatsmacht geworden, bis sich der Nationalsozialismus von einem »Rechtsbolschewismus« und der eigentliche Bolschewismus von einem »Linksfaschismus« kaum mehr unterscheiden ließen. Aufgrund dieser totalitären Ununterscheidbarkeit hat Nolte seine These vom kausalen Nexus schließlich zu einer historisch-genetischen Totalitarismustheorie erweitert, die eine Synthese aus der historischen Faschismustheorie und der strukturellen Totalitarismustheorie darstellt. In dieser integralen Perspektive begreift Nolte die Entstehung des faschistischen Totalitarismus als feindliche Imitation des bolschewistischen, und diese historische Kausalität generiert allererst ihre strukturelle Parallelität, auf welche sich die klassischen Totalitarismusstudien von Hannah Arendt, Carl Joachim Friedrich und Zbigniew Brzeziński nahezu ausschließlich konzentrierten.

Und womöglich vermag gerade dieser imitative oder reaktive Grundzug des Nationalsozialismus die geistige Selbstaufgabe Deutschlands in diesem Weltbürgerkrieg der Ideologien zu erklären. Hitlers biologische Geschichtsmythologie verstand sich von Anfang an als ein rassistischer Gegenentwurf zur marxistischen Geschichtsphilosophie. Doch in ihrer vollendeten Gestalt mußte die nationalsozialistische Ideologie in einen Gegensatz auch zu alldem treten, was sie ursprünglich hatte verteidigen wollen. Der schwache und enge deutsche Nationalismus, der gegenüber einem so viel mächtigeren und weiträumigeren Internationalismus bestehen wollte, brauchte eine stärkere und breitere Basis, und diese fand Hitler alsbald in der transnationalen germanischen Volksgemeinschaft und endlich in der noch umfassenderen arischen Rassengemeinschaft. Dergestalt unterlag der Nationalsozialismus einer verhängnisvollen Dialektik: Die politische Widerstandsbewegung, die mit Deutschland zugleich das Abendland im ganzen vor der bolschewistischen Vernichtung hatte bewahren wollen, wurde infolge ihrer nothaften Imitation des Feindes selbst zum inneren Feind und Vernichter des deutschen wie des abendländischen Wesens.

Auf andere Weise aber war die tragische Rolle Deutschlands in diesem Weltbürgerkrieg doch wiederum in der deutschen Geschichte selbst vorgezeichnet, denn diese war in einem weit höheren Maße die Geschichte ideologischer Konflikte als die irgendeines anderen europäischen Landes. Staatenkämpfe, Glaubenskämpfe und Klassenkämpfe hatte es zwar überall im modernen Europa gegeben, aber im konfessionell und politisch zerrissenen Deutschland mußten sich diese gesamteuropäischen Gegensätze in einer selbstzerstörerischen Stärke ausdrücken. Von daher erscheint es kaum zufällig,

daß gerade Deutschland zur Geburtsstätte des Marxismus wurde, ohne dessen welthistorische Wirkung es keinen Hitlerismus gegeben hätte. Und daß Deutschland mit dem Zweiten Weltkrieg in der Konsequenz auch den Kalten Krieg heraufbeschwören und sogar dessen zentralen Schauplatz abgeben sollte, legt durchaus die Deutung Kestings nahe, daß es als konservative oder katechontische Macht versagt hat – sofern der »Katechon« mit Schmitt als »jene geschichtliche Macht« begriffen wird, »die das Erscheinen des Antichrist und das Ende des gegenwärtigen Äons aufzuhalten vermag«.

In den letzten Jahren der Weimarer Republik hatte Carl Schmitt angesichts der drohenden »legalen Revolution« der Nationalsozialisten eine Notstandsdiktatur zu ihrer Verhinderung gefordert, und schon deshalb wird man ihn mit Helmut Schelsky »den deutschen Hobbes des 20. Jahrhunderts« nennen dürfen. Schließlich war es auch Schmitts unumstößliche Gewißheit, daß eine nach dem Sündenfall heillose Welt, in der die zu einer politischen Existenz verurteilte Menschheit sich notwendig in Freund- und Feind-Gruppierungen zerspalten mußte, allein durch die heilsame Herrschaft eines souveränen Staates erträglich zu gestalten sei. Für Schmitt wie für Hobbes standen sich die Zivilität erzwingende Macht des Ordnungsstaates und die zu Anarchie führende Macht des Naturzustandes gleich stark gegenüber; der Staat war nur ein mehr oder weniger erfolgreicher Unterdrücker eines in den Individuen selbst letztlich ununterdrückbaren Chaos. – Doch nach der Machtergreifung Hitlers, die er soeben noch hatte verhindern wollen, glaubte Schmitt auf einmal, im nationalsozialistischen Staat selbst einen »Leviathan« zu sehen, der Chaos und Bürgerkrieg niederhalten würde, obgleich er insgeheim wissen mußte, daß sich hier nur eine Bürgerkriegspartei den Staat zur Beute gemacht hatte, um ihn von innen her aufzuzehren. Daß der Nationalsozialismus gerade kein autoritärer Staat im Hobbesschen Sinne, sondern eine totalitäre Bewegung war, erkannte seinerzeit Franz Neumann, der ihn darum einen »Behemoth« nannte. Und für die Richtigkeit dieser Benennung spricht nicht zuletzt die Vehemenz, mit der im Dritten Reich Hobbes wegen seines volksfremden Etatismus verachtet und Schmitt obendrein noch wegen seines reaktionären Katholizismus angegriffen wurde.

In einem Gespräch mit Jacob Taubes erinnerte sich der alte Schmitt an seine »Furcht und Angst vor dem Sturm, der im säkularisierten messianischen Pfeil des Marxismus lauerte«, und der auch noch in Ernst Blochs »Prinzip Hoffnung« wütete: »Ubi Lenin, ibi Jerusalem«. Aber freilich hatte Schmitt längst eingesehen, daß nicht nur der Marxismus, sondern auch der mit ihm brüderlich verfeindete Nationalsozialismus von einem chiliastischen Messianismus erfüllt war. Und dieser ließ sich ebensowenig wie jener von einem »katholisch verschärfte« Ordnungsgedenken aufhalten, denn die nationalsozialistische Naherwartung eines »Tausendjährigen Reiches« verurteilte unweigerlich alle halten-

den Mächte zum Untergang. Hierzu hatte Ernst Niekisch bereits 1932 sein Wort gesprochen: »Das Dritte Reich ist weniger eine politische Möglichkeit als vielmehr eine religiöse Hoffnung: es ist kein irdischer Staat, sondern eine Art Reich Gottes auf Erden (...) Der Nationalsozialismus ist eine Form von nationalem Messianismus; der Messias ist Hitler. Nationaler Messianismus ist jüdischen Ursprungs (...) Für deutsche Menschen ist er Gift; so süß er ihnen eingehen mag, so büßen sie doch damit, daß sie unter seiner Wirkung sich selbst vergessen, sich selbst verlieren.« Und auch Schmitt hatte sich seinerzeit selbst vergessen, als er von jenem *anderen* Sturm, der im säkularisierten messianischen Pfeil des Nationalsozialismus lauerte, nichts wissen wollte.

Wenn im 20. Jahrhundert ein neues »politisch-theologisches Zeitalter« anbrach, so fand darin jedenfalls kein Kampf zwischen dem revolutionären »Antichrist« und dessen konservativem »Aufhalter« statt. Die entscheidende Front verlief vielmehr zwischen den gleichermaßen antichristlichen Bruderreligionen Kommunismus und Nationalsozialismus, die einvernehmlich als »Beschleuniger« des Untergangs des Abendlandes wirkten. Und sofern man geneigt ist, auch den aus einer calvinistischen Häresie entsprungenen Amerikanismus den »politischen Religionen« dieses Weltbürgerkrieges zuzurechnen, wird man die rechte Antwort auf die Frage nach dem Ausbleiben eines »Katechon« womöglich im Markus-Evangelium finden: »Mein Name ist Legion; denn wir sind viele.« ■

Literaturhinweise:

Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde*, Berlin 1997 (1950); *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff*, Berlin 1988 (1938); *Politische Theologie*, Berlin 1993 (1922); *Politische Theologie II*, Berlin 1996 (1970); *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes*, Stuttgart 1982 (1938);

Günter Maschke: »Zum ›Leviathan‹ von Carl Schmitt«, in: Schmitt: *Leviathan*, Nachwort;

Eric Voegelin: *Die politischen Religionen*, Paderborn 2012 (1938);

Max Weber: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, München 1988 (1920);

Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heils-scheben*, Stuttgart 1983 (1949–1953);

Jacob Taubes: *Abendländische Eschatologie*, München 1991; *Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung*, Berlin 1987;

Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg/München 1959;

Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg*, Heidelberg 1959;

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche*, München 1963; *Der europäische Bürgerkrieg 1917–1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, München 1987; *Deutschland und der Kalte Krieg*, München 1974;

Franz Neumann: *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944*, Frankfurt a.M. 1984 (1942);

Ernst Niekisch: *Hitler – ein deutsches Verhängnis*, Berlin 1932.

Schöne Literatur

Boualem Sansal: 2084. *Das Ende der Welt*, Gfickendorf: Merlin 2016. 281 S., 24 €

Französische Intellektuelle haben Ende Juni in der linksliberalen Tageszeitung *Libération* einen Aufruf veröffentlicht, mit dem sie vor dem radikalen Islam warnen und als Gegenmittel mehr »kulturellen Widerstand« und »republikanische Strenge« forderten. Unterzeichnet hat den Appell auch der algerische Schriftsteller Boualem Sansal (*1949), der in französischer Sprache schreibt, mit seiner Familie aber bei Algier lebt. Das ist kein Zuckerschlecken: Die Stelle eines hochrangigen Beamten im algerischen Industrieministerium verlor Sansal nach der Veröffentlichung seines ersten Romans (*Der Schwur der Barbaren*, 1999). Außerdem warnt er vor der Pervertierung des Islams. So äußerte er 2011 in einem Interview, diese Religion sei »ein furchteinflößendes Gesetz geworden, das nichts als Verbote ausspricht, den Zweifel verbannt und dessen Eiferer mehr und mehr gewalttätig sind.« Die Anschläge auf das Satiremagazin *Charlie Hebdo* und das Rockkonzert im Bataclan-Theater bewertete er als Konsequenz aus dem Streben des radikalen Islams nach Totalität und Weltherrschaft. In *Allahs Narren. Wie der Islamismus die Welt erobert* (2013) faßte Sansal seine Kritik zusammen.

Wie das Leben nach dem Sieg eines totalitären Islams sein könnte, schildert Sansal in seinem 2015 erschienen Roman 2084. *Das Ende der Welt* (der Titel ist natürlich eine Anspielung). Die deutsche Übersetzung erfährt dieser Tage ihre fünfte Auflage, und in Frankreich wurde 2084 bereits im Oktober des vergangenen Jah-

res mit dem Grand Prix du Roman ausgezeichnet – der Roman ist nach Michel Houellebecq's *Unterwerfung* binnen eines Jahres der zweite französisch-literarische Blick in eine islamische Zukunft. Die Unterschiede sind jedoch enorm: Während bei Houellebecq eine gemäßigte Variante des Islams in Frankreich zur Macht kommt, die das Land mit sanftem Druck und finanziellen Anreizen umbaut, ist es bei Sansal eine radikale, totalitäre, entmündigende und ahistorische Religion, die jeden in ein Korsett aus Regeln, Strafen, Denunziation und Beginnlosigkeit einschnürt. Es fallen nirgends die Namen Allah oder Mohammed, auch die Begriffe Koran, Sure oder Scharia tauchen nicht auf; aber es besteht kein Zweifel, daß die Religion im Roman sich die sture Geistesferne eines radikal-politischen Islams zum Vorbild nimmt.



Die Hauptfigur Ati ist vielleicht dreißig Jahre alt. Ati glaubt an Yölah, den Allmächtigen, und an dessen Gesandten Abi, und sein Leben vollzieht sich langsam, im Wartezustand, vorzivilisiert. Man arbeitet und betet, nichts ist privat, jeder ist Spitzel und Denunziant, und die Selbstkritik ist eine lebensgefährliche Pflicht, die nicht selten zur grausamen, gottesdienstähnlichen Hinrichtung im Stadion führt. Das »Leben« wird an sich vergeudet, aber das sieht niemand so, denn entweder wissen die Leute nicht mehr, daß es auch anders sein könnte, oder sie zucken vor der Vorstellung, daß es da eine Entfaltungsmöglichkeit geben könnte, zurück wie eine Hand vor einer glühenden Türklinke. Ati aber öffnet die Tür, in Etappen, schwankend. Hin: »Was sein Geist verwarf, war nicht so sehr die Religion als vielmehr der Druck, den sie auf den Menschen ausübte«, her:

»Er fand die Freude wieder, zu glauben, ohne sich Fragen zu stellen«, und dann doch die Gewißheit, »daß der Mensch nur in der Revolte und durch die Revolte existiert und sich entdeckt«.

Und so kommt es dann auch: Ati und sein Freund Koa revoltieren. Sie entdecken die Ghettos einer vorgläubigen, untergegangenen Zeit, sitzen in Räumen, die nicht bis auf einen Gebetsteppich geleert sind, sondern vollgestopft mit Sesseln, Geschirr, Bildern und Büchern, und sie trinken Kaffee und essen echtes Obst und Gemüse, und nicht mehr den mit Psychopharmaka versetzten Einheitsbrei.

Geht es voran mit den beiden? Stoßen sie etwas an? Oder gehören sie als geduldete Gegner und Querschläger zur Systemstabilisierung, weil dieses System lieber ein paar Abtrünnige bekämpft, die es selbst in die Welt stellte? Der Roman antwortet fragmentarisch, verworren. Ati und Koa versuchen, ins Zentrum der Macht vorzustoßen, aber da ist kein Gegner, sondern ein gigantisches Gebäude, ein riesenhafter Apparat, dem nicht beizukommen ist. Das Aussichtslose eines jeden Aufstands sichert die Macht nicht minder effektiv als die wachsame Grausamkeit der Spitzel. Es bleibt – Resignation: »Was tun, wenn man beim Betrachten der Vergangenheit die Gefahr auf jene zurasen sieht, die uns in der Geschichte vorausgingen? Wie soll man sie warnen?« Das fragen wir uns heute auch, nicht wahr? Was tun? »Man wird seine Forschungen fortsetzen, davon überzeugt, daß sie eines Tages nützlich sein werden; wenn die Menschen guten Willens fähig sind, sich gegenseitig zu erkennen und zu mobilisieren, werden sie das Material finden, das man so mühsam gesammelt hat.« So eine kleine, blinde Hoffnung kann nur ein Intellektueller formulieren. Was soll er auch sonst tun?

Götz Kubitschek

Maroquinade

Jochen Metzger: *Und doch ist es Heimat*. Roman, Reinbek: Kindler 2016. 368 S., 19,95 €

Jochen Metzger schildert in seinem Romandebüt *Und doch ist es Heimat* die Geschehnisse der letzten Kriegstage und der Folgemonate im badischen Dorf Sandheim. Der geradezu mittelalterlich provinziell anmutende Ort ist in die Hände der Franzosen gefallen. In 58 Kapiteln werden unterschiedliche – stets auktoriale – Perspektiven eingenommen: Mal die der frommen Marie, dann die ihrer androgynen, in jeder Hinsicht hemdsärmeligen Schwester Liese, mal die von Hans, dem ungeschickten Lateiner, der Lehrer werden will, und die von Hermann, der eigentlich noch ein Knabe ist. Nun, was erzählen sie? Etwa, wie Hermann, dessen Onkel Schuhmacher ist – und Leder ist knapp in dieser Zeit –, sich nächtens heimlich auf den Acker begibt, wo die toten Soldaten notdürftig verscharrt sind und ihrer eigentlichen Beerdigung harren. An den herausragenden Fußspitzen sind die Stellen zu erkennen. Hermann entledigt die Toten ihrer Schuhe. »Blut und Leichenwasser sind Richtung Kopf gelaufen statt in die Füße! Glück muß man haben!«, denkt Hermann. (...) In Hermann regt sich etwas. Finsternis und Ernststimmung. (...) Sein Onkel wird stolz auf ihn sein. Und bald gibt's für ein paar Leute in Sandheim wieder neue Schuhe.«

Von Ernststimmung kann hingegen für die Sandheimer Frauen keine Rede sein. Die Massenvergewaltigungen durch marokkanische Soldaten in französischem Dienst hat man »Maroquinaden« genannt – ein, zumal literarisch, völlig unbeleuchtetes Terrain. Metzger tut sein Bestes, um keiner Schwarzmalerei bezichtigt werden zu können. Die Sicht von Ahmad, einem guten Nordafrikaner, wird nicht ausgelassen. Ahmad wird fallen, kurz vor Sandheim. Seine Kampfgefährten

nehmen den Ort ein, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Sie penetrieren einen Hort der Unschuld, auch Frauen wie »die Marie« und »die Liese«, die bislang keinen Mann, geschweige denn einen »schwarzen«, »ganz« gesehen haben. Sie tun es mit äußerster Brutalität, es sind *Gangbangs avant la lettre*. Glücklicherweise jene jungen Frauen, denen man ausgetütelte Verstecke verschaffen konnte. Jene, in deren Häusern Offiziere einquartiert waren.

Und jene ganz jungen, die sich per Schere und Verkleidung von Antonia zu Anton, von Hanna zu Hannes verwandeln konnten. Marie will hernach tapfer bleiben, und wie tapfer! Sie trägt nun Kopftuch und »die Sachen der verstorbenen Tante.

Die Kleider einer Toten«. Eine Zeitlang hilft ihr der Glaube; die Leute im protestantischen Sandheim sind sehr fromm. »Dafür hat der Herr sie [Marie] auserwählt: die Last der anderen zu tragen.« Schwer beladen ist der Wagen, der eines Tages Marie und ihre Schicksalsgefährten ins Krankenhaus nach Bruchsal fährt.

Hans hingegen ist gerade aus Rußland zurückgekehrt. Nun nehmen ihn die Franzosen mit. Man bedauert, nicht in die Fänge einer anderen Besatzungsmacht gekommen zu sein. Schwuldringliche marokkanische Wärter und Suppe voller Käfer und Maden – das gäbe es bei denen wohl nicht. Hans gelingt die Flucht nach Sandheim, wo das Leben weitergeht. Muß ja.

Sandheim, das kommt im Buch nicht heraus, ist in Wahrheit der Ort Graben-Neudorf nahe Bruchsal. Der Autor hat in seinem Heimatdorf, in dem er seit langem nicht mehr lebt, recherchiert: Was damals eigentlich wirklich geschehen sei. In einem Interview sagte Metzger, daß er der ungeschriebenen Regel, daß man »darüber nicht spreche«, irgendwann nicht mehr geglaubt

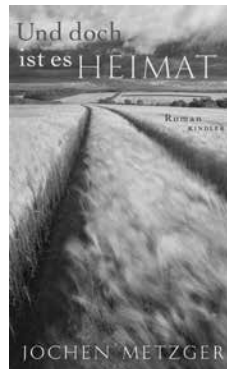
habe. »Fast niemand hat mir einen Korb gegeben, wenn ich ein Gespräch über die letzten Kriegstage angefragt habe. Im Gegenteil: Die meisten schienen froh zu sein, daß da endlich mal einer war, der zugehört hat.« Metzger ist – zunächst im Gespräch mit einer Tante – das widerfahren, was viele Nachgeborene erleben: Fragt man gezielt, ja »direkt«, dann gibt es gar kein Schweigegebot. Scheint, als sei nur keiner dagewesen, der es wirk-

lich wissen wollte! Und in der damaligen Zeit selbst wäre es hinderlich gewesen, die Ereignisse erzählend noch einmal durchzumachen.

Metzger (zuvor Textchef bei diversen Frauenmagazinen) hat hiermit einen inhaltlich be-

wegenden und thematisch wohl einzigartigen Roman vorgelegt. Damit nicht genug, das Buch glänzt auch durch stilistische Brillanz. Wie nahe hätte es gelegen, sensationistisch zu schreiben, klagend, bitter, ätzend. Metzger entgeht dieser Versuchung, es ist ein klares, stilles Buch, eine feine, bildreiche Sprache. Metzgers Gerüst ist das Konkrete. Die Kapitelüberschriften heißen beispielsweise »Das Damenrad«, »Die Mähmaschine«, »Der Suppenteller«. Es sind Alltagsdinge, die überdauern, die schon »davor« da waren, in Sandheim, und es auch nachher noch sind. Den Überschriften ist je eine kurze Beschreibung beigefügt, etwa so: »Der Erntesack. Die dunkle Zahl 1832 steht auf seiner blassen Vorderseite, und jede Faser an ihm ist Handarbeit. Seine ersten Besitzer haben den Flachs gebaut, sie haben ihn geerntet und geröstet und gebrochen und gebleicht (...) Ein Getreidesack ist eine Investition. Der Vater hat ihn an seinen Sohn vererbt und der wieder an den seinen. Noch in zweihundert Jahren kann man sein Korn darin sammeln, wenn man welches hat.«

Ellen Kositzka



Der Dämon schläft, schnarcht, träumt

Tillmann Bendikowski: *Der deutsche Glaubenskrieg. Martin Luther, der Papst und die Folgen*, München: C. Bertelsmann 2016. 379 S., 24,99 €

Pünktlich zum 500jährigen Jubiläum der Reformation 2017 erscheint das Buch des Journalisten und Historikers Tillmann Bendikowski. Umschlaggestaltung und Titel werden dem Inhalt allerdings nicht gerecht. Denn es geht dem Autor nicht um Geschichte im Sinne einer historischen Erinnerung, sondern er betrachtet das Geschehen der Reformation als Deutungsmuster für 500 Jahre deutsche Geschichte, die er als Geschichte eines permanenten Glaubenskrieges entfaltet und analysiert. Die Reformation hatte nicht zur großen Reform der einen gemeinsamen christlichen Kirche geführt, sondern zur Kirchenspaltung und damit auch ungewollt zu einer politischen Spaltung. Das Ringen der Konfessionen um den »wahren Glauben« an den

»richtigen Gott« führte zu Religionskriegen und Religionsfrieden. Aber auch, als mit dem Westfälischen Frieden die Teilung der Gläubigen zur Grundtatsache deutschen Lebens geworden war, fortan die Nationwerdung der konfessionellen Zerrissenheit übergeordnet wurde und es mit dem Zeitalter der Aufklärung zu neuen Leitideen hinsichtlich der Koexistenz verschiedener Konfessionen kam, waren die Glaubenskriege nicht beendet. Sie tauchten in neuem Gewand auf.

Mit der Säkularisierung verließen traditionelle kirchliche Erlösungs- und Wertvorstellungen den kirchlichen Rahmen und lebten in modifizierter Form in neuen Gruppen weiter. Bendikowski nennt diese neuen Bewegungen »Beglückungsgemeinschaften«.

Dazu zählt er unter anderen lebensreformerische Gruppen, Anthroposophie, Nietzschekultur, nationalistische und sozialistische Bewegungen. Die meisten dieser Beglückungsgemeinschaften sieht Bendikowski von der Sehnsucht getrieben, die »Vielzahl der Religionen« durch eine neue, möglichst einheitliche »Religiosität« zu ersetzen. Den Wunsch nach Überwindung weltanschaulicher Gegensätze sieht der Autor immer auch als »eine Erinnerungskonstruktion, die auf die Reformation und die jahrhundertalte deutsche Glaubensspaltung zurückverweist«. Gleichzeitig sollten die neuen Beglückungsansätze die alten Glaubenskämpfe vergessen machen. Einige machten sich deshalb die Forderung nach Toleranz und die Ablehnung dogmatischer Absolutheitsansprüche



zu eigen – paradoxerweise oft selbst mit dem Anspruch auf den »wahren« Glauben. Im 19. und 20. Jahrhundert erstreckte sich das religiöse Denken und Fühlen immer intensiver auf das politische Leben. Die Idee der Nation nahm heilsgeschichtliche

Züge an, gleichzeitig etablierte sich der Sozialismus als weiteres politisches Glaubensangebot. Es folgten die Wege in den Nationalsozialismus und in den Kommunismus.

»Jahrhunderte nach der Reformation waren Fragen der reinen Lehre und der absoluten Wahrheit wieder aktuell, die politischen Religionen führten den deutschen Glaubenskrieg auf ihrem Feld und unter neuen Vorzeichen fort.« Die Nachkriegsgeschichte spaltete noch einmal das Land auch in religiöser Hinsicht. Es kam zum ersten atheistischen Staat auf deutschem Boden. Über 25 Jahre nach der Wende scheint die ersehnte Einheit der Deutschen entfernter denn je. Neue Anbieter treten auf dem religiösen Markt auf. Die christlichen Kirchen verlieren an Bedeutung, mehr als ein Drit-

tel der Bevölkerung Deutschlands ist nicht mehr an die christlichen Konfessionen gebundenen. Gleichzeitig macht der Islam seine Ansprüche mit Nachdruck geltend. Er tritt nicht auf wie eine fremde Religion, die nicht zu Deutschland gehört, sondern beansprucht, als »Konfession« mit den christlichen Bekenntnissen rechtlich gleichgestellt zu werden. Angesichts dieser Herausforderung nimmt die bereits aus der Aufklärung bekannte Idee der »Duldsamkeit in Religionsdingen« derweil Züge einer pseudoreligiösen Toleranzreligion an. Die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Religion ist wieder ein zentraler Gegenstand der öffentlichen Debatte. Abermals stellt sich die Frage nach einem übergeordneten Prinzip: Welches Wertesystem (»Leitkultur«) eint in Zukunft eine religiös und zunehmend politisch zerrissene Nation? Tillmann Bendikowski bleibt skeptisch. Der letzte Satz seines Buches lautet: »Ist der Dämon des Glaubenskriegs wirklich tot? Womöglich schläft er nur.« Tillmann Bendikowski erzählt die historischen Ereignisse ab der Reformation spannend und detailreich und erklärt nebenbei kurz und verständlich theologische Fachbegriffe. Wer als »überforderter« Schüler 500 Jahre deutsche Religionsgeschichte auf den Punkt bringen muß, dem gelingt das mit dieser Schrift auf anregende Weise.

Was dieses Buch aber unbedingt lesenswert macht: Die Entfaltung der Reformation als Erinnerungskonstruktion verlebendigt eine erstarrte deutsche Geschichte. Wenn vergangene Ereignisse überzeugende Erklärungsmuster für gegenwärtige Ereignisse liefern (und das Buch erstaunt mit verblüffenden Parallelen und Ähnlichkeiten zu heutigen religionspolitischen und weltanschaulichen Fragen), dann erhält der Satz von Wilhelm von Humboldt recht eigentlich seine Bedeutung: »Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft«.

Monika Leiser

Moralisches Unbehagen

Hans Woller: *Mussolini. Der erste Faschist. Eine Biografie*, München: C.H. Beck 2016. 397 S., 26,95 €

Die vorliegende Mussolini-Biographie wird allerorten gelobt. Der Historiker Hans Woller, hieß es etwa anerkennend in der *Zeit*, »befreit sich aus dem Korsett der Wissenschaft«. Es wird nach der Einleitung des Buches deutlich, was damit gemeint ist, allerdings ist dieser Umstand eher zu bedauern denn zu loben. Was der Autor, immerhin Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte, vorlegt, ist keine tiefeschürfende Analyse der Wendepunkte und Widersprüche in der Lebensgeschichte eines Staatsmannes, wie man es etwa von mehreren Stalin-Biographien kennt, sondern eine Beurteilung anhand normativer Maßstäbe der Gegenwart. Das allein wäre kein Grund, die Biographie enttäuscht beiseite zu legen. Auch »engagierte« Geschichtsschreibung kann lesenswert sein, solange sie auf raunende Spekulationen verzichtet. Ein Beispiel für letzteres: Der junge Mussolini der Zeit vor 1914 habe bereits als revolutionärer Sozialist die Standardwerke der Rassen-theoretiker des 19. Jahrhunderts gelesen. Dabei habe er sich bei der Lektüre nicht explizit von den Inhalten distanziert, bejahte gegebenenfalls also deren Thesen. In dieser Logik hieße es also: Wer sich von gelesenen Büchern nicht öffentlich distanziert, stimmt zu. Es treten weitere Mängel auf. Einmal wird Mussolini in seiner Frühphase als Anti-imperialist gezeichnet, der gegen die Kolonialabenteuer in Nordafrika agitierte. 80 Seiten später erfährt der Leser, daß Mussolini schon als Kind und junger Erwachsener an den fehlenden imperialen Erfolgen gelitten habe. Dann werden die eurofaschistischen Grup-



pen der Comitati d'Azione per l'Universalità di Roma (CAUR) Mussolinis vorgestellt. Fast alle der internationalen Teilnehmer beim Kongreß von Montreux 1934 werden als Rassisten und Antisemiten angeführt. Die CAUR als »Vorstufe zur faschistischen Internationale« (Hans Werner Neulen) waren jedoch explizit darum bemüht, Rassendenken fernzuhalten: Vidkun Quisling, Vertreter des Nasjonal Samling Norwegens, vermißte deswegen eine völkische Schlagseite, der Rumäne Ion Moța monierte das Fehlen des Antisemitismus beim Gros der Teilnehmer, woraufhin eine Debatte um die sogenannte Judenfrage entstand. Die abschließende Resolution versuchte sich am Spagat, daß jede Nation selbst feststellen müßte, was ihrer Integrität nutze, daß eine internationale Kampagne gegen Juden indes kategorisch auszuschließen sei. Völkische Nationalisten aller Länder ignorierten die CAUR daher und wandten sich NS-Deutschland zu. Das könnte ein ehemaliger Chefredakteur der renommierten *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* wissen. Leider berichtet Woller aber insgesamt wenig Erhellendes über Benito Mussolini und den Faschismus; die gesamte Biographie kann auf den mißglückten Versuch reduziert werden, Mussolini als dritten Satan neben Hitler und Stalin zu positionieren. Auch sein Blick auf die italienische Gegenwart erscheint zu oberflächlich, zu pauschalisierend. Neofaschisten in Italien wüßten »vom historischen Faschismus nicht viel«. Dort agierten »Hooligans« und andere gewaltbereite rechtsradikale Gruppen mit »Verbindungen in die kriminelle Unterwelt«. Bedauerlicherweise erweist sich Woller auch hier als ein Autor, der das ethische Unbehagen an seinem Forschungsgegenstand allzu deutlich und überdies holzschnittartig darbietet.

Benedikt Kaiser

Wahrheit und Liebe

Michael Klonovsky: *Die Liebe in Zeiten der Lückenpresse. Reaktionäres vom Tage. Acta Diurna* 2015, Waltrop und Leipzig: Manuscriptum 2016. 391 S., 24,80 €

Als Ende April 2016 bekannt wurde, daß Michael Klonovsky statt als *FOCUS*-Redakteur künftig als publizistischer Berater für die AfD-Sprecherin Frauke Petry arbeiten würde, dürften nicht wenige seiner Leser irritiert gewesen sein. Der Augur als Redenschreiber? Sollte das gutgehen? Die Bedenken schwanden etwas, nachdem der spöttische Beobachter und Zeitläuftebegleiter die *taz* in einem Interview nach allen Regeln der Kunst abgefertigt hatte. Klonovsky ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, dafür den Befrager abgeklärt-ironisch auflaufen (»Haben Sie übersehen, daß man Sie möglicherweise nur mißbraucht, um das Profil der rechtskonservativen AfD durch einen streitbaren Intellektuellen aufzupolieren?« – »Das habe ich in der Tat übersehen.«). Solchermaßen durch die Aussicht getröstet, daß der überraschende Sprung ins Feld der Politik für das Publikum vernünftig werden könnte, nimmt man nun die im Frühjahr erschienene Sammlung seiner 2015 verfaßten reaktionären »Notizen vom Tage« gerne zur Hand. Wie schon im Vorgängerband *Bitte nach Ihnen* (siehe *Sezession* 66/2015) wurden auch diese Texte bereits auf der Netzseite präsentiert. Klonovskys *Acta* bilden einen Teil jenes Zeitraumes ab, in dem auch Hartgesottenen wegen der orientalischen und afrikanischen Invasion Europas klar werden mußte, daß »Biopolitik« in Karatschi, Lagos oder Teheran kein Fremdwort ist, daß die bisherigen schwer erträglichen Tollhäuslereien der Fernstenliebe sehr wohl noch deutlich steigerungsfähig waren und daß alle bisherigen Einwanderungsprobleme auf Kleinformat schrumpfen konnten. Klonovsky sieht in seinen Noti-

zen die Eliten und zu großen Teilen auch die verführbaren Nicht-Eliten eines hochentwickelten Landes mit irrsinnigem Johlen dem Abgrund entgegen-springen.

Die ersten Texte zum Jahresbeginn stehen im Zeichen der Attentate von Paris und der zu diesem Anlaß wieder einmal aufgeführten Scheindebatten um Meinungsfreiheit, »Religionskritik« und moslemisches Gewaltpotential. Aber die Orientierung am Tagesaktuellen hält nicht lange vor, denn auch grundsätzliche Fragen rufen nach Klärung. Immer wieder wechseln essayistische Ausgriffe sich mit Debattenkritik und Nachrichtenanalyse ab, auch Kunst und Genuß hat Klonovsky unter all den leider notwendigen Angriffen gegen das »Moralherrenmenschentum« der Mächtigen nicht vergessen. Aus dieser Sammlung eines Jahres ist damit wieder ein anregendes und kluges Buch geworden. Die Liebe zu unserer Kultur und Identität, zu Vernunft und Wahrheit – wir werden sie uns auch in Zeiten der Lückenpresse nicht ausreden lassen. Klonovsky gibt zu diesem Widerstand geistiges Rüstzeug.

Konrad Gill

Gewalt muß sein

Sophie Wahnnich: *Freiheit oder Tod. Über Terror und Terrorismus* (= *Fröhliche Wissenschaft*, Bd. 89), Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2016. 222 S., 15 €

Mit großen Erwartungen liest man dieses Buch. Slavoj Žižek ist dafür verantwortlich. In seinem Vorwort bezeichnet der interessanteste zeitgenössische Denker der radikalen Linken Sophie Wahnnichs *Freiheit oder Tod* als eines der raren Werke, auf das man regelrecht gewartet habe, so bedeutend sei es. Das bereits 2003 in Frankreich erschienene Buch treffe den Kern heutiger ethisch-politischer Problematik, obwohl (oder weil?) es eine Abhandlung über die Gewaltfrage in Zeiten der Französischen Revolution darstellt. Das Kernan-

liegen der französischen Historikerin ist es dabei, revolutionäre politische Emotionen verständlich zu machen und zu zeigen, daß die Gewalt, die Frankreich 1789 und 1793/94 traf, mangels gangbarer politischer Alternativen folgerichtig war. Wahnnich will die Französische Revolution in ihrer Gesamtheit rehabilitieren, und sie meint damit die integrale Revolutionsgeschichte, keinen entkoffinierten Kaffee, also: keine Scheidung von begrüßenswerten Lehren Idealen (Menschen- und Bürgerrechtserklärung, Abschaffung der Feudalzustände) einerseits und abzulehnender Gründungsgewalt (»La terreur«) andererseits, sondern die Affirmation einer historischen Zäsur mit all ihren verstörenden Freisetzungen zerstörerischer Gewalt auch während der Schreckensherrschaft (September 1793 bis Juli 1794). Ihre Argumentation verläuft überwiegend in klassischen Bahnen: Ein umwälzender gesellschaftlicher Prozeß rufe die konterrevolutionären Kräfte auf den Plan, diese würden den gesamten Akt der Revolution gefährden, so daß das Schwert die einzige nachhaltige Option bleibt, den Bestand der Revolution und das begonnene, emanzipatorische Aufbauwerk der Republik zu bewahren. Interessanter ist Wahnnichs Verweis auf die Kernanliegen der Revolutionäre, denn sie vermittelt die Revolutionsgeschichte als (stark idealisierte) Volksgeschichte; dementsprechend resultiert bei ihr die Gewalt des sich erhebenden Volkes aus den Klassenantagonismen des vorrevolutionären Frankreich. Wahnnich lehnt dabei die gängige Vorstellung der Revolutionäre als Ansammlung fanatischer Egalitaristen ab, vielmehr habe es gegolten, in einem Akt der strikten Disziplinierung der Gesellschaft »die Arbeit dem Müßiggang entgegenzuhalten, die Tugend

dem Laster«, und der Arbeit an sich wieder Wert zu geben gegenüber der arbeitsverhöhenden Dekadenz der Feudalherren. Für diese Argumentation zieht sie Robespierre heran, der die »Gleichheit aller Güter« für eine »Schimäre« hielt: »Es gilt viel eher, die Armut ehrbar zu machen, als den

Überfluß zu verbieten«, so der jakobinische Scharfmacher. Angesichts dieses Aspekts, den Wahnnich ausführlich darlegt, wird verständlicher, wieso so unterschiedliche Denker der politischen Rechten des 20. Jahrhunderts – darunter der Nationalbolschewist Ernst Niekisch und der Eurofaschist

Maurice Bardèche – Gefallen am plebejischen, im wahrsten Sinne des Wortes spartanischen Geist der Französischen Revolution fanden. Deren in Aufsätzen und Büchern publizierte Sympathien für die soziale Dimension von 1789ff. sind heute kaum noch präsent. Es ist dies auch der Grund, weshalb sich die Lektüre der Wahnnich-Schrift als Ergänzung der Standardliteratur zur Französischen Revolution lohnt: Jenseits der in der Rechten üblichen pauschalen Revolutionsverdammung im Zeichen der Gegenrevolutionäre à la Joseph de Maistre bietet Wahnnich gewissermaßen einen Blick von unten auf die blutigen Ereignisse von damals. Diese – wieder: im Wortsinne – populistische Sicht auf die Dinge gefällt natürlich Žižek, der schon länger recht einsam einen neuen, forschenden Blick auf die Gewaltfrage als Gründungsmotor einer Revolution fordert.

Weniger erhellend ist indes das Nachwort Wahnnichs, das unter dem Eindruck der Terroranschläge in Frankreich vom Januar und November 2015 entstand. Sie verzettelt sich hierbei in stereotyper, linksrepublikanischer Phraseologie: Die Aufklärung müsse gegen jedwede Extreme verteidigt werden, der Erhalt der mo-



dernen Gesellschaft erfordere tägliche Anstrengung aller, die Französische Revolution und ihre Ideale dürften nicht verabschiedet werden. Sophie Wahnich ist Historikerin und Forschungsdirektorin am renommierten Centre national de la recherche scientifique in Paris. Ihre Stärke ist die partielle »große Erzählung« der Französischen Revolution, gewiß keine Gegenwartsanalyse.

Benedikt Kaiser

Mann!

Ulrich Kutschera: *Das Gender-Paradoxon. Mann und Frau als evolvierte Menschentypen*, Berlin: LIT Verlag 2016. 440 S., 24,90 €

Gibt es wirklich noch was zu sagen an der Gender-Front? Oh ja! Der Evolutionsbiologe Ulrich Kutschera, Lehrstuhlinhaber an der Universität Kassel, scheint hierfür berufen zu sein: nämlich als Vertreter einer Real- und nicht einer Verbal(vulgo: Geschwätz-)wissenschaft. Mit seinen Einlassungen gegen die allumfassende, passend »Mainstream« genannte Gendermode hatte Kutschera im vergangenen Jahr für Turbulenzen gesorgt. Was war ihm vorzuzwerfen? Nichts, außer daß er schwer hintergehbare Forschungsergebnisse einem geschlechterpolitischen Umerziehungswahn gegenübergestellt hatte! Mit seinem nun erschienenen umfangreichen Buch inklusive mehrerer hundert Literaturangaben strebt er an, »die letzten Nägel in den Sarg der Gender-Ideologie zu schlagen«.

In zehn Kapiteln (betitelt etwa: »Biomedizin und der Psychoterror der Moneyistisch indoktrinierten Mann-Weiber«) geht Kutschera dem »Gegendere« auf den Grund. Man liest das keineswegs ohne Erkenntnisgewinn. Daß »Sex« (heute als »biologisches Geschlecht« im Gegensatz zum soziokultu-

rell erworbenen Rollenmodell apostrophiert) seit mindestens 1750 in der Biologie für sexuelle Reproduktion und nicht für »Geschlecht« oder »folgenlose erotische Akte« steht: wissenswert! Daß in 54 Studienfächern von Agrarwissenschaft bis Zoologie, vollzogen durch Gleichstellungsbeamtinnen, (unwissenschaftliche) »Genderaspekte« in die Lehre aufgenommen werden sollen: Man staune! Daß die genetische Differenz zwischen Mann und Frau ungefähr 15mal größer ist als jene zwischen Mann und Mann, unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit: interessant! Man läse all dies gern auf ein- oder zweihundert Seiten ausgebreitet. Darum muß man es nachgerade als Unglück bezeichnen, daß Kutschera hier, offenkundig unlektoriert (sogar ein simples Korrektorat fehlte, was an dutzenden Kommafehlern sowie Stilblüten wie dem »hessischen Komponisten« Georg Philipp Telemann ersichtlich wird), ein paar Fässer zu viel eröffnet und seinen Bogen überspannt. Was muß der geneigte Leser erdulden! Erstens eine oft unschöne Sprache. Die flapsige Redewendung »nach dem Motto« (kaum der »Realwissenschaft« verpflichtet) feiert hier fröhliche Urständ'. Zweitens zig Nebensächlichkeiten. Sollten die Lebensdaten des Musiklehrers der Kinder des Evolutions-theoretikers August Weismann wirklich von Belang sein? Oder Anzahl und Inhalt der Online-



Kommentare zu Kutschera-Artikeln? Drittens ist es so, daß Kutschera sich einen Ruf als Kämpfer gegen den Schöpfungsglauben erworben hat. Mit »Jesus-Fanatikern« jeglicher Couleur mag er nichts zu tun haben; die denkbare Anti-Gender-Querfront zwischen religiösen Menschen und Biologen ist mit Kutschera definitiv nicht zu haben. An gleichsam transzendente Stelle rückt bei Kutschera eine Jahreszahlenmanie: Es gibt ein

symbolträchtiges Mayr-Jahr 2015 (10. Todestag des Evolutionstheoretikers Ernst Mayr), ein raunend-bedeutungsvolles Weismann-Jahr (2014, 100. Todestag Weismanns). Sogar, daß ein Schreiben des hessischen Gleichstellungsbüros just »24 Stunden nach dem 100. Todestag des Evolutionsforschers« Alfred Russel Wallace empfangen wurde, wird hier zum Zeichen. Viertens versucht Kutschera ungenügend, sich gegen den Ruf eines »Reaktionärs« zu verteidigen. Immerhin hatte er als Mentor einmal eine vielversprechende Biologin unterstützt (entsprechende Urkunde ist abgebildet)! Immerhin weiß er, daß Frauen früher als »Gebär- und Kinderaufzuchtswesen« mißbraucht wurden! Diese frauenfreundlich formulierten Bemühungen allerdings unterlaufen eine Vielzahl anderer Einlassungen. Etwa Kutscheras Zustimmung zur überkommenen Volksweisheit »Mädchen, die pfeifen, Hühnern, die krähen, denen soll man beizeiten die Hälse umdrehen«. Oder das Nicken zu ulkigen misogynen Bemerkungen sowohl Darwins als auch Schopenhauers, die laut Kutschera nach dem »Prinzip der unabhängigen Evidenz nicht komplett falsch sein können.« Über Kutscheras Großwerk zu sagen, es folge dem Leitspruch »Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß«, wäre der geringste Vorwurf. Man wünschte sich, daß dieses in vielerlei Hinsicht ausschweifende und aufgeregte Elaborat durchgeschüttelt, ausgelüftet und auf seine fraglosen Treffer reduziert würde.

Ellen Kositzka

Grenzen setzen

Régis Debray: *Lob der Grenze* (= *laika diskurs*, Bd. 16), Hamburg: LAIKA Verlag 2016. 64 S., 9,80 €

Daß es den Völkern dieser Erde besser gehen würde, würde man über Nacht alle Grenzen über Bord, ist eine »dumme Idee«. Das schreibt Régis Debray im vorliegen-

den Bändchen, dessen französische Originalfassung bereits sechs Jahre vor dem aktuell grassierenden »Refugees-Welcome«-Wahn entstand. Der unkonventionelle linke Philosoph, einst Berater von François Mitterrand, hat recht mit dieser Feststellung. Man sollte ergänzen, daß die Idee nicht nur ausgesprochen naiv ist, sondern zugleich auch ausgesprochen westeuropäisch. Denn außerhalb unseres Halbkontinents ist der »Ohne-Grenzismus« (Debray) kaum verbreitet. Wieso auch? Diese Ideologie verwirft die Existenzen autonom handelnder Staaten und Nationen als solche, denn es negiert die Realität gewachsener Strukturen, leugnet die Existenz von »Innen« und »Außen«, imaginiert eine *Borderless world*. Debray zeigt, daß diese Vorstellung einer grenzenlosen Welt messianischen Charakter trägt: Nationale, kulturelle und normativ gesetzte Grenzen sollen gesprengt werden, um die finale »Vermählung mit dem global market-place« zu vollziehen. Er schildert den »Ohne-Grenzismus« daher als ökonomistisch, absolutistisch und imperialistisch, als ein humanitär verkleidetes Täuschungsmanöver; die historischen Grenzen hingegen als kulturschaffend, wertefördernd und als »Gegengift gegen die Gleichgültigkeit«, als »Schutz des Lebendigen«. Der kurze philosophische Streifzug durch die Geschichte der Bedeutung von Grenzen ist literarisch auf ansprechendem Niveau, in der Argumentation überzeugend und informativ. Indes: Er hält für den konservativen Leser keinerlei Neuigkeitswert parat. Das Buch erscheint daher folgerichtig in einem radikal linken Verlag. Denn seine Klientel dürfte Entsprechendes zum ersten Mal vernehmen und ob des Lobs der Grenze durchaus verblüfft zurückbleiben.

Benedikt Kaiser



Tabubrüche leicht gemacht

Dushan Wegner: *Talking-points oder die Sprache der Macht. Mit welchen Tricks Politiker die öffentliche Meinung steuern. Ein PR-Profi erklärt, was Politiker wirklich sagen*, Frankfurt: Westend 2015. 240 S., 16,99 €

Man darf sagen, daß der Titel dieses Buches vielsagend ist. Zum einen: Klingt alles interessant – gerade in Zeiten, die mancher als politische »Einwickelung« begreift. Zum anderen: Das sind ja gleich vier Titel! Ging es nicht straffer? Ebendiese Eindrücke ziehen sich durch die Lektüre. Dushan Wegner, Jahrgang 1974,

ist ein Innenseiter des Politikbetriebs, er ist dort beratend und als Texter tätig, ist also selbst gewissermaßen Ingenieur von »talkingpoints«, rhetorischen Tricks. Wegner schreibt schön locker, seine Standpunkte sind sympathisch (das ist natürlich subjektiv – Wegner ist jedenfalls alles andere als ein Linker), und viele der bewußt durch Politsprech ausgelösten Effekte bringt er klug auf den Punkt. Das Buch ist nach solchen »Effekten« gegliedert, obgleich es sich recht eigentlich um keine Effekte, sondern um Mittel handelt: etwa »Echtheit«, »Vereinfachung«, »mit der Herde sprechen«, »Tabubruch«, »Der gerechte Zorn«. Wegner schildert anhand zahlreicher Fallbeispiele, wie beispielsweise *Political correctness* als psychologische Waffe eingesetzt wird; wie durch »framing«, also das sprachliche Schaffen eines Deutungsrahmens oder durch »reductio ad emotum« (heißt: unangenehme Sachfragen auf ein gefühlsbesetztes Nebengleis lenken) Meinungen gelenkt werden oder wie die Konstruktion von »Echtheit«, »Authentizität« gelingt. Wegner geht keineswegs ins Gericht mit dem Politpsychozirkus. Der Wähler lüge sich ja selbst an, wenn

er behaupte, es ginge ihm um Sachfragen! Sachargumente seien stets instabil, die »innere Verdrahtung der Wählerseele« hingegen berechenbar. Wegner nimmt zum Beispiel die Causa »Reem/Merkel« auseinander. Man erinnert sich, das war jene Schülerversammlung, in der das libanesische Flüchtlingsmädchen Reem in Tränen ausbrach und von Merkel sanft getätschelt wurde. Unter #merkelstreichelt brach ein Entrüstungssturm gegen die hier als gönnerhaft und hochmütig empfundene Kanzlerin los. Wegner: »Natürlich hat die Geschichte ein gutes Ende! Durch ihr öffentliches Weinen wurde das hübsche, gut frisierte Mädchen zu einer relevanten Struktur für Millionen Deutsche. (...) Der Oberbürgermeister von Rostock beschließt, daß die Familie des Mädchens wohl doch nicht abgeschoben wird.« Dushan Wegner ist ein heller Kopf, allerdings kein besonders gut strukturierter. Seine teilweise messerscharfen Analysen erscheinen zu großen Teilen unsortiert und durcheinandergewürfelt, allzu wenig ist hier gebündelt und stringent eingeordnet. Alles, was selbst in diesen losen, bisweilen arg verplauderten Fundstückhaufen nicht paßt, wird als »Exkurs« ausgesondert – leider nicht all die Bibel-Analogien, die (fast immer unpassend) das ganze Buch durchziehen. Ein Schmökerwerk, nichts für eine konzentrierte Lektüre.

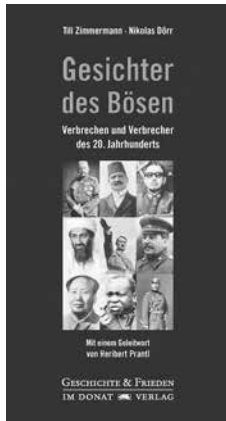
Undine Rathenow

Hall of Shame

Till Zimmermann, Nikolas Dörr: *Gesichter des Bösen. Verbrechen und Verbrecher des 20. Jahrhunderts*, mit einem Geleitwort von Heribert Prantl, Bremen: Donat 2015. 288 S. 19,80 €

Till Zimmermann ist Rechtswissenschaftler, Nikolas Dörr Politologe. Der Grundstein des vorliegenden Buches der beiden Jungdoktoren wurde während einer, ja, Kneipenrunde im Kollegenkreis gelegt. Es sei

dort der Satz gefallen, daß das eigentlich Erschütternde am Srebrenica-Massaker (1995) seine vergleichsweise »Harmlosigkeit« sei. Harmlos? Vergleichsweise? Verglichen mit was? Darf man überhaupt vergleichen? Relativieren? Aufrechnen sogar? Die Frage nach dem Bösen, der Moral und dem »Menschheitsverbrechen« ist bekanntermaßen vertrackt. Nach welchen Kategorien, Kriterien – oder gar: nach welcher Rangliste – ein kleines Lexikon der »Bösen« erstellt werden könnte, ist kein kleines Problem. Wie könnte man die »Schwere der Schuld« gewichten? Und, so einer der zahlreichen hier vorgeführten Einwände gegen das eigene Vorhaben, hier der eines iranischen Vorab-Lesers: Osama bin Laden dürfte doch demnächst zum Posterboy und Freiheitshelden taugen, will heißen, eine ähnliche Karriere wie Che Guevara einschlagen! (Beide sind hier aufgeführt.) Die beiden Autoren (beide Jahrgang 1979) haben solche Fragen unter notwendigen Skrupeln und mit einem »gewissen Maß an Willkür« klug (wenngleich unter behutsamen Maßgaben einer gewissen politischen Korrektheit) gelöst. Derart, daß nicht nur die einzelnen Porträts (168 an der Zahl: ausschließlich Männer!), sondern bereits die Einführung äußerst lesenswert sind. Letztlich hat man entlang geläufiger juristischer Verbrechendefinitionen klassifiziert und bewertet. Sortiert wird nach Geburtsjahrgang, demgemäß: von Leopold II. von Belgien bis zu Mohammed Atta. Für die elf Verbrechenformen, die in dieser »Hall of Shame« anklagt werden, hat man Symbole entworfen, die im Stil einer »Deklarierung« unter den Namen der »Bösen« aufgeführt werden. Adolf Hitler beispielsweise wird als Großmeister des Bösen zehn dieser Verbrechen (unter anderem »Völkermord«, »Friedensverrat«,



»Kriegsverbrechen«, »Raketeering«, d.i. organisiertes Gangstertum) bezichtigt, allein die Kategorie »Drogenhandel« bleibt hier aus. Unter Maos Namen (Schuldkonto: über 20 Millionen Tote) finden sich nur drei Symbole, weniger als beispielsweise unter Al Capone und dem amerikanischen Präsidenten und Vietnamkämpfer Lyndon B. Johnson. Übrigens fehlen auch Harry S. Truman und Georg W. Bush nicht, desgleichen sind auch die drei türkischen Paschas als Völkermörder aufgeführt. Interessant, daß António Salazar von seinem Volk noch 2007 als »größter Portugiese aller Zeiten« gewählt wurde, während beispielsweise der Name Enver Hoxhas aus sämtlichen staatlichen Institutionen getilgt wurde. Ein Kunststück, daß eine solch gewagte Zusammenschau nicht reißerisch geraten ist! An der winzigen Schriftgröße mögen sich müde Augen stören; Bebilderung und ein ausführliches Register dürfen hingegen als Pluspunkte dieser ausgezeichneten Arbeit gewürdigt werden. Daß einen dieses Buch deshalb gleich zu »einem glühenden Anhänger der Weltstrafjustiz« macht, wie Herbert Prantl in seinem Geleitwort schreibt, wird man indes nicht zur Hauptintention rechnen müssen.

Ellen Kositzka

Denkt die Wissenschaft?

Reinhard Mehring: *Heideggers »große Politik«*. Die semantische Revolution der Gesamtausgabe, Tübingen: Mohr-Siebeck 2016. 334 S., 49 €

Nach den großen Debatten über Heidegger, die sich wellenartig seit rund dreißig Jah-

ren hinziehen, ist es mutig, noch über den »Meister aus Deutschland« zu schreiben. Zuviel steht mittlerweile auf dem Papier und im Internet. Mit dem chilenischen Germanisten Viktor Farías haben die mehr medienwirksamen als wissenschaftlich weiterführenden Kontroversen Ende der 1980er Jahre begonnen, mit Peter Trawnys (häufig als sensationell bezeichneter) Herausgabe der *Schwarzen Hefte* enden die öffentlichen Debatten vorerst. Die Anklagen gegen Heidegger werden von Dekade zu Dekade heftiger. Das wird häufig auch von Fachwissenschaftlern goutiert. Obwohl Reinhard Mehring, der vor Jahren eine vieldiskutierte Schmitt-Biographie auf den Markt gebracht hat, auf der Woge des modischen Heidegger-Bashings schwimmt, hat er jenseits dieses populären

Genres dem Leser, der an seriöser Deutung interessiert ist, etwas zu sagen. Die vorliegende Publikation versammelt verschiedene Studien in überarbeiteter Form, die an unterschiedlichen Orten bereits zugänglich sind. Das erklärt ihren Sam-

melsurium-Charakter. Mehrings Schrift rückt, wie der Titel besagt, den Nietzscheaner Heidegger ins Zentrum der Betrachtung.

Der erste Abschnitt bemüht sich um eine performanzanalytische Betrachtung, in der sowohl Friedrich Hölderlin, für Heidegger der Dichter schlechthin, wie Elfriede Jelinek vorkommen, die in ihren Stücken mitunter über den Tausendsassa witzelt. Der zweite Teil präsentiert Heidegger im Kontext eines großen Diskursgeflechtes der Zwischenkriegszeit. In diesen Auseinandersetzungen spielen die jüdischen Schüler des Freiburger Gelehrten, etwa Karl Löwith, Herbert Marcuse und Helmut Kuhn, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der dritte Abschnitt geht auf das Endlosthema »Heidegger im



Nationalsozialismus« ein. Der angebliche oder tatsächliche Antisemitismus fehlt natürlich nicht. Auf Heideggers Kritik am NS-Regime, die Silvio Vietta schon vor einiger Zeit näher ausgeführt hat, geht Mehring indessen zu wenig ein. Immerhin finden sich einige Hinweise auf Heideggers Ablehnung des Zeitgeistes nach 1945, insbesondere auf dessen Anmerkungen zu *Reeducation* und politischen Implikationen des Monotheismus. Schwerpunkt der Veröffentlichung ist Heideggers Nachlaß- beziehungsweise Nachlaßinterpretationspolitik. Die bald über hundert Bände umfassende Gesamtausgabe, detailliert vorbereitet, diskutiert und ausgeklügelt, hat erst denjenigen Heidegger geschaffen, als der er heute gilt. Mehrings diesbezügliche Erörterungen machen das Buch auch für jene zu einem Gewinn, die vom üblichen »Fall Heidegger« gelangweilt sind.

Felix Dirsch

Die Botschaft hör ich

Michael Berger: *Für Kaiser, Reich und Vaterland. Jüdische Soldaten. Eine Geschichte vom 19. Jahrhundert bis heute*, Zürich: Orell Füssli Verlag 2016. 352 S., 24,95 €

Ironischerweise liegt dem hier zu besprechenden Buch ein kleiner Verlagsprospekt bei, auf dessen Titelblatt der jüngst verstorbene Ex-Kanzler Helmut Schmidt zu sehen ist. Es hätte dem Werk gut getan, ihn auch im Text zu erwähnen. Das hätte allerdings die enthaltene Botschaft gestört. Michael Berger, studierter Historiker und Offizier der Bundeswehr, aktives Mitglied der Berliner jüdischen Gemeinde und Vorsitzender des Bundes jüdischer Soldaten, tritt mit beachtlichem Anspruch auf. Der Untertitel kündigt eine Geschichte »jüdischer Soldaten« vom 19. Jahrhundert bis heute an. Die überzeugt nur passagenweise, denn bald stellt sich das Buch im wesentlichen als versuchte Einfluß-

nahme auf die Gedenktradition der Bundeswehr heraus. Der Funktionär Berger siegt zwar nach Kampf, aber letztlich klar über den Historiker Berger. Einem Selbstverständnis der Bundeswehr als »ethnisch deutscher« Armee gibt er dabei keine Zukunft. Lange Passagen dokumentieren die Tätigkeit des von ihm geleiteten Verbandes, ausführlich werden dafür die Lobreden anlässlich diverser Preisverleihungen zitiert. Fast zehn Prozent des Textteils sind der französischen Dreyfus-Affäre gewidmet, die Berger dann in einem mehr als gewagten Sprung unter dem Titel »Es gibt immer einen Dreyfus« mit dem Beschwerdebrief eines jüdischen Bundeswehroffiziers gleichsetzt. Dessen Ärger über die bloße Beteiligung von Udo Steinbach, dem früheren Leiter des Deutschen Orient-Instituts, am Vorwort einer Bundeswehrebroschüre bezeichnet Berger als »verzweifelten Kampf gegen Faschismus«. Nicht nur an dieser Stelle verläßt den Autor das Urteilsvermögen und rutschen die Begriffe in einen DDR-Jargon. Der Spanische Bürgerkrieg ist ihm ein Kampf gegen den »Hitlerfaschismus«. Wie ein Berufsoffizier die Behauptung drucken lassen kann, die Legion Condor hätte dort 21 Millionen Tonnen Bomben abgeworfen, bleibt unklar. Irritierend fällt auch Bergers Darstellung der berüchtigten »Judenzählung« im deutschen Heer im Jahr 1916 aus. Allgemein herrscht die Ansicht vor, dieser Affront gegen die jüdischen Waffenkameraden habe sich durch die ermittelten Zahlen in sein Gegenteil verkehrt, nämlich in den Nachweis, daß Juden ihren Dienst in der Gefahrenzone taten wie andere auch. Berger gibt nun an, es seien mit Beginn der Zählung die jüdischen Soldaten flächendeckend aus den Fronttruppen zurückgezogen worden, um ein schlechtes Er-

gebnis sicherzustellen. Damit zweifelt er nicht nur die bisher akzeptierten Zahlen an, sondern attestiert den kaiserlichen Streitkräften eine umfassende judenfeindliche Verschwörung. Einen Belegversuch unternimmt er nicht. 2003 brachte Mark Bryan Rigg eine Studie über *Hitlers jüdische Soldaten* heraus. Berger qualifiziert sie scharf als »pseudowissenschaftlich« und »skrupellos« ab. Rigg, seinerseits Historiker und Offizier der israelischen Armee, hatte mit gewaltigem Aufwand fast fünfhundert frühere Wehrmachtangehörige zu möglichen besonderen Erlebnissen interviewt, da sie nach den NS-Rassegesetzen als jüdisch galten. Michael Berenbaum, Mitbegründer



und zeitweise Forschungsleiter des US-Holocaust Memorials, bewertete diese Arbeit als Beispiel für originell konzipierte und erfolgreiche Forschung. Warum also Bergers Polemik? Hier sind wir dann bei der allzu bundesdeutschen Botschaft, die sich durch das Buch zieht. »Wer ein Gedenken an die Täter zuläßt, der verhöhnt die Opfer,« läßt der Autor wissen. Berger ist der Ansicht, Rigg hätte in seiner Studie »Juden als Täter« erscheinen lassen. Davon war bei Rigg keine Rede, ganz im Gegenteil. Diese Meinung ist ein Resultat der Vorurteilswelt des Bundeswehroffiziers Michael Berger, der die Wehrmacht als kollektivschuldige Täterorganisation begreift und im Prinzip jedwedes positive Gedenken an sie ausgelöscht sehen will. Das hätte er dem Wehrmachtsoffizier Helmut Schmidt kaum ins Gesicht sagen dürfen, der diese seit den 1990er Jahren aufgekommene Legende von der »verbrecherischen Wehrmacht« herzlich verachtet hat. Übrigens gehörte er auch zu den von Mark Bryan Rigg interviewten – ob seines jüdischen Großvaters.

Stefan Scheil

Institut für Staatspolitik – Studien



Der Weg in den Mainstream. Wie linke Journalisten den Ton angeben

40 S., brosch., 5 €

Neben prominenten Seilschaften gibt es unsichtbare Netzwerke, die Meinungen »setzen«. Insbesondere linke Publizisten lassen durch geschickte Verzahnung mit Akteuren der Leitmedien ihre eigene Ideologie in die massenmediale Berichterstattung einfließen. Außenpolitisch umfaßt diese ein dogmatisches Treueverhältnis zu Israel und den USA, innenpolitisch das feindliche Verhältnis zur eigenen Nation und die Orientierung an Gesellschaftsexperimenten wie dem Multikulturalismus.

»Wir Deutsche sind das Volk« Zum politischen Widerstandsrecht der Deutschen nach Art. 20 GG

52 S., brosch., 5 €

Handeln die Vertreter der deutschen Regierung noch im Interesse des Volks. Wenn die Bundesregierung gegen Deutschland handelt – was tun? Thor v. Waldstein zeichnet die Theorie, die deutsche Lage in der »Flüchtlingskrise« und die Chancen zur Selbstermächtigung des souveränen Volks anhand des Widerstandsrechts nach.



Die Flüchtlingsindustrie. Wer in Deutschland von der Masseneinwanderung profitiert

40 S., brosch., 5 €



Deutschland gibt enorm viel Geld für die Unterbringung von Asylsuchenden, Flüchtlingen und illegalen Einwanderern aus und knüpft so ein Netz von Profiteuren, die am »Ansturm auf Europa« mitverdienen. Der Profit der »Flüchtlingsindustrie« ist der Preis, mit dem die Politik die Zustimmung des deutschen Volkes zur unkontrollierten Masseneinwanderung erkauft.

INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel. (034632) 90941 · Fax (034632) 90942
e-Post institut@staatspolitik.de · www.staatspolitik.de

Der deutsche Bruderzwist

Seit dem Spätmittelalter war Österreich die führende Kraft im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Doch die seit den Kriegen um Schlesien ab 1740 bestehenden Gegensätze zu Preußen ließen sich nicht dauerhaft lösen und führten nach den 1815 gemeinsam siegreich beendeten Befreiungskriegen gegen Frankreich zum Konflikt um die Vormacht in Deutschland und schließlich zur Schlacht bei Königgrätz in Nordböhmen (1866).

Die Niederlage für Österreichs Nordarmee sorgte für das Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bund und 1871 für eine Einigung der deutschen Fürstentümer zu einem zweiten Deutschen Reich mit der Kaiserkrone für die Hohenzollern – ohne Österreich.

Der Historiker Gerald Brettner-Messler legt im neuen *Eckartschriften*-Band (112 S., 9,20 €, mit zahlreichen Farbbildern und Landkarten) die tragische Entzweiung der Deutschen im 19. Jahrhundert dar. Daß die mittlerweile 223 Bändchen umfassende *Eckartschriften*-Reihe erstens fundiert, zweitens ästhetisch ansprechend ist und drittens stets einen hervorragenden Überblick über ihr jeweiliges Thema liefert, muß allgemein festgehalten werden.

Kontakt: www.oelm.at.

Neue Ordnung

Ausgabe II/2016 der im Ares-Verlag erscheinenden *Neuen Ordnung* fokussiert »Identität« als Schwerpunktthema. Die »Lückenpresse« hatte anlässlich der identitären Großdemo in Wien (Juni dieses Jahres) von »Ausschreitungen bei rechtsextremer Demonstration« berichtet und verschwiegelt, daß Gewalt ausschließlich von linken Gegenprotestierern ausging; man kennt das. Auch dies? Einem identitären Studenten, der sich nach einem Flaschenwurf mit Kopfwunde im Krankenhaus wiederfand, schrieb der Arzt ins Behandlungsprotokoll »Fremdverschulden fraglich.« Was es mit dem vielzitierten Schlagwort des »völkischen Denkens« auf sich hat, klärt Wolfgang Dvorak-Stocker im Editorial. Ferner hinterfragt Dvorak-Stocker in einem Langartikel die Wirksamkeit nationaler Mythen von Arminius bis Auschwitz. Wie die vergleichsweise kleine mythentaugliche Gestalt des Kaisers Franz Josef anlässlich dessen 100. Todestags zersetzt wird, beschreibt der Historiker Albert Pethö. In einem aktuellen Schülerkalender werde das Datum des Endes »der Habsburg-Diktatur« zum Feiern anempfohlen. Des weiteren: ein Interview mit Politikberaterin Gertrud Höhler, von der man länger nichts gehört hatte. Hier benennt sie den Grund. Seit ihrem Buch *Die Patin. Wie Angela Merkel Deutschland umbaut* sei sie »öffentlich-rechtlich abgeschaltet« worden. Nun legt Höhler nach: Merkel schlüpfe

als »Kanzlerin der Masseneinwanderung in die Funktion einer großzügigen Geberin, sie knüpft als Sponsorin Kontakte zu den Ländern, denen die Menschen weggelaufen sind. Dadurch bekommt sie Machtpotentiale in die Hand. (...) Jedenfalls stellt das Reden und Handeln in Flüchtlingskontingenten, in denen nun Menschen zusammengepfercht sind wie in Paketen, auch ein als Recht des Stärkeren verstandenes Herrschaftsprinzip dar, daß bei Frau Merkel bestens verdeckt auftaucht, getarnt als »Humanitas«. Es ist eine neuartige Form von Imperialismus, ich



nenne ihn passiven Imperialismus. (...) Er agiert in dialektischer Umkehrung der Frage »Wie erobere ich die Welt, wenn ich sie nicht mehr erobern darf?« Und da lautet Merkels kühne Antwort: »Ich lasse erobern!« Daneben lesenswert: Rolf Gradmanns Aufsatz zu Europas ersten KZs, nämlich den polnischen Konzentrationslagern der Zwischenkriegszeit.

Die *Neue Ordnung* erscheint vierteljährlich in Graz, Jahresabo inkl. Porto kostet für deutsche Kunden 37 €; www.neue-ordnung.at.

Sommerakademie in Schnellroda

Bei der letzten Akademie im Januar konnten 130 Teilnehmer einen der begehrten Plätze ergattern. Mehr war beim besten Willen im Großraum Schnellroda nicht unterzubringen, was leider dazu führte, daß selbst damit der Bedarf bei weitem nicht gedeckt werden konnte. Auch bei der anstehenden Sommerakademie werden maximal 130 Plätze zur Verfügung stehen, wenn es vom 16. bis 18. September 2016 um ein Thema geht, das diesmal denkbar weit gefaßt ist: Lage 2016.

Bei diesem Stichwort fallen vermutlich jedem unterschiedliche Stichworte ein, die einer Erörterung wert wären. Über einige zentrale

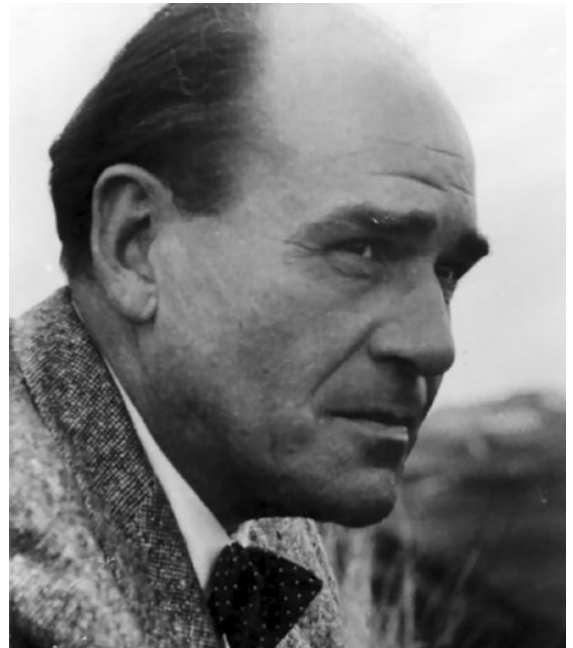
Punkte, ohne deren Berücksichtigung eine gültige Beurteilung der Lage unmöglich ist, dürfte indes Einigkeit bestehen. Es wird um außenpolitische Themen ebenso gehen wie um wirtschaftliche und innenpolitische. Folgende Fragen stecken das Tableau ab: Für wen ist Rußland eine Bedrohung? Welche Auswirkungen hat der Brexit für die anstehenden Freihandelsabkommen? Genügt der Brexit als »Schuß vor den Bug«, um eine Reform Europas einzuleiten? Wer hat Interesse an der Flutung Deutschlands mit sogenannten Flüchtlingen? Was bedeuten die Grabenkämpfe innerhalb der AfD für deren Einbindung ins System? Wann wird die Finanzkrise wieder spürbar? Und: Welchen Plan haben die USA von der Hegemonie?

Neben sieben Vorträgen durch namhafte Referenten gibt es wie immer einen Filmabend, Sport und ausreichend Gelegenheit zum Austausch. Die Hörerbeiträge sind nicht hoch. Wer Geld verdient, bezahlt für zwei Übernachtungen, Vollpension und alle Vorträge 100 €, alle anderen bezahlen 50 €. Die Akademie ist Teilnehmern unter 35 Jahren vorbehalten. Das Tagungsprogramm mit dem Anmeldebogen gibt es unter www.staatspolitik.de und www.sezession.de.

50. Todestag Hans Zehrer

Zu Hans Zehrer, einem der Köpfe der »Konservativen Revolution«, kann man in der *jungen Welt* lesen, er sei ein »Überhitler« gewesen, ein Protonazi. Auf Wikipedia sieht man es ähnlich. Zehrer, der wie heute Björn Höcke vom »Mehltau« sprach, der sich »auf alle Gebiete der Kultur gelegt« hätte, habe sich durch »aggressiven Anti-Intellektualismus« ausgezeichnet. Verlassen wir uns besser auf die Würdigung eines unverdächtigen Mediums wie *Die Zeit*. Darin hieß es: »Seltsam, wenn in diesen Wochen die Älteren den Namen Hans Zehrer hören, erinnern sie sich weniger an die Jahre, da sie seine Artikel in der *Welt* lasen, als an die *Zeit* um 1930. Damals traf man in der Eisenbahn oft auf junge Leute, die die *Tat* lasen; Leute mit klugen und nachdenklichen Gesichtern. Es waren vor allem junge Menschen, die miteinander über die *Tat* sprachen, Studenten, Lehrer, Anwälte, Ärzte, Offiziere und junge Abgeordnete aller Fraktionen. Bei ihnen waren wache Aufmerksamkeit und innere Gespanntheit zu spüren, sie wollten diese gärende Zeit verstehen, aber sie wollten auch bessern, sie wollten etwas Neues, sie wollten daran mitwirken. In manchen Orten bildeten sich Gemeinschaften, die sich »Tatkreise« nannten. Nur wenige kannten das geistige Haupt dieser Bewegung anders als aus seinen Artikeln. Hans Zehrer (...) lebte in seinen Gedanken und seinen Visionen und errang eine nicht breite, aber tiefe Wirkung durch die federnde Eleganz seines Stils, der spielend die Last schwerer Gedanken zu tragen schien, und durch die herrscherliche Bestimmtheit, mit der er seine Überzeugungen als gültige Wahrheiten von Ewigkeitswert verkündete. So war er der anerkannte Führer einer auserlesenen Schar von

geistigen, opferbereiten, idealistischen, nach politischen Taten drängenden jungen Menschen.« Zehrer hatte sich als Schüler in den Krieg begeben, verletzt kehrte er von der Westfront zurück. Später nahm er an der Niederschlagung des Spartakus-Aufstandes und am Kapp-Putsch teil. Nach abgebrochenen Studien (Medizin, Psychologie, Theologie, Geschichte, Nationalökonomie) und ersten journalistischen Arbeiten nahm er eine Stelle bei der *Tat* an, wurde 1931 Herausgeber der Monatszeitung. Mit einer Auflage (1932) von 30000 Stück (damit doppelt so



vielen Lesern wie die linke *Weltbühne*) war die *Tat* (unter Zehrer's Ägide mit Untertitel: »Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit«) das Blatt der Stunde, Autoren waren unter anderen Giselher Wirsing, Hans-Joachim Schoeps, Werner Sombart und Friedrich Sieburg. Paul Sethe in *Die Zeit*: »Von den Anhängern der *Tat* haben sicherlich wenige nationalsozialistisch gewählt (...). Wer Zehrer richtig verstanden hatte, der wählte überhaupt nicht, sondern hielt sich bereit für die *Zeit*, da die Herrschaft der Parteien gebrochen war und die Kräfte gebraucht wurden, die das erneuerte Volk jenseits von Liberalismus und Diktatur brauchte. Sicher bleibt, daß ihn ein tiefer Graben von Hitler trennte. Ihm, dem Aristokraten in Gesinnung und Lebensweise, ihm war das Lärmende, Plebejische um Hitler im tiefsten zuwider.« 1933 mußte Zehrer die Herausgeberschaft abgeben, er war aufgrund seiner Unterstützung Schleichers und wegen seiner jüdischen Ehefrau nicht wohlgehten. Nach Jahren als Reitlehrer auf Sylt leitete er den Stalling-Verlag, wurde 1943 zur Luftwaffe eingezogen. 1946 war Zehrer kurzzeitig Chef der von den britischen Besatzern gegründeten *Die Welt*, mußte nach Protesten weichen. Axel Springer holte ihn 1953 zurück; Zehrer (der u.a. Hans-Dietrich Sander einstellte) blieb Chefredakteur bis zu seinem Tod. Am 23. August 1966 ist Hans Zehrer in Berlin gestorben, dort, wo er 67 Jahre zuvor geboren wurde. ■

3 × Peter Sloterdijk

»Die deutsche Regierung hat sich in einem Akt des Souveränitätsverzichts der Überrollung preisgegeben, diese Abdankung geht Tag und Nacht weiter.«

»Der Lügenäther ist so dicht wie seit den Tagen des Kalten Kriegs nicht mehr.«

»Das Verlangen nach Auslöschung und Einebnung schiebt sich in den Spalten des Feuilletons ans Licht. Die von Canetti beschriebene Hetzmeute tritt als Hetzmitte auf den Plan.«